22/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Reis im Examen

Am Kuban bezog eine der ältesten Kulturpflanzen ihren nördlichsten Vorposten

Elf Stunden im ewigen Eis

Eine FW-Seilschaft erklomm den Gipfel des Kaukasus

Ritas runder Rhythmus

Im Stakkato zum Weltrekord über 400 m Hürden: Margarita Ponomarjowa aus Kasachstan

Im Thälmannschen Sinne – mit dem Blick nach vorn

Am 10. Oktober zogen die Teilnehmer der 5. Tagung des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft anläßlich des 35. Jahrestags der Gründung der DDR Bilanz über die Aktivitäten der Organisation und steckten die weiteren Aufgaben in Vorbereitung auf den 40. Jahrestag des Sieges der Sowjetunion über den Hitlerfaschismus und die Befreiung des deutschen Volkes ab. In einem von Präsident Erich Mückenberger unterzeichneten Brief an Erich Honecker, dem die Tagungsteilnehmer einmütig zugestimmt hatten, wird u. a. festgestellt:

Wir können Ihnen, verehrter Freund und Genosse Erich Honecker, davon berichten, daß die übernommenen Verpflichtungen in Vorbereitung des 35. Jahrestages der Gründung der DDR, die wir im Brief der 3. Zentralvorstandstagung an Sie übermittelten, erfüllt wurden.

Im Mittelpunkt unserer Anstrengungen stand das politische Gespräch zu aktuellen Fragen und Aufgaben der Innen- und Außenpolitik der DDR.

Die weitere Vertiefung der unzerstörbaren Freundschaft und brüderlichen Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und die 35jährige erfolgreiche Entwicklung der DDR standen dabei besonders im Zentrum der Diskussion …

Der Zentralvorstand und alle Mitglieder und Funktionäre der Gesellschaft für DSF verstehen das Begehen von Jubiläen und Jahrestagen ganz im Thälmannschen Sinne, indem sie den Blick auf die vor uns liegenden Aufgaben richten.

In Vorbereitung des 40. Jahrestages des historischen Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus verpflichten sie sich nunmehr, die politisch-ideologische Arbeit unter Führung der SED weiterhin zu aktivieren, um so beizutragen, den Bruderbund mit der Sowjetunion noch enger und fester zu schmieden.

Die Gesellschaft für DSF wird verstärkt daran mitarbeiten, anschaulich die Rolle des Sowjetvolkes und seiner Streitkräfte, die die Hauptlast im zweiten Weltkrieg zur Rettung der Weltzivilisation trugen, zu propagieren und erteilen damit all jenen Kräften eine Abfuhr, die diese welthistorische Tat verkleinern wollen.

Fortsetzung Seite 13

Vorsitzender des Staatsrates der DDR Erich Honecker und Präsident Mauno Koivisto bekräftigen Politik der Friedenssicherung, Abrüstung und Zusammenarbeit

Gute Nachbarn am selben Meer

Von der freundschaftlichen Begrüßung über offizielle Verhandlungen und vertrauensvolle Gespräche bis zum herzlichen Abschied auf dem Flugplatz Helsinki-Vantaa: Übereinstimmung in den Lebensfragen unserer Zeit.

Musikmajor Esko Juuri gab seiner Kapelle der Helsinkier Garnison beim Auftakt des Banketts, das Finnlands Präsident zu Ehren seines Staatsgastes aus der DDR gab, das Einsatzzeichen für Beethovens beschwingtes „Menuett". Es untermalte jene aufgeschlossene, von guter Partnerschaft und Verständigung getragene Atmosphäre des Abends im Palais am Südhafen, wie sie für die folgenden vier Oktobertage des Besuchs Erich Honeckers charakteristisch war. So, wie gute Nachbarn gern zueinander finden, sind sie bei großer Übereinstimmung ihrer Ansichten auch bemüht, die gedeihliche Weiterentwicklung ihrer traditionellen freundschaftlichen Beziehungen zu gewährleisten. Erich Honecker formulierte es in diesem Sinne in seinem Toast, und sein Gastgeber Präsident Dr. Mauno Koivisto sprach von Kontakten, die von Jahr zu Jahr immer enger geworden sind. „Die Beziehungen haben sich auf einer guten und vertrauten Basis stabilisiert, denn wir sind ja Nachbarn und leben an demselben Meer."

Beide Staatsmänner, so oft sie zu freimütigem Meinungsaustausch zusammentrafen, bekräftigten das Erfordernis unserer Zeit, den Frieden zu sichern, beizutragen, das Wettrüsten zu stoppen und Fortschritte auf dem Wege von Rüstungsbegrenzung und Abrüstung erreichen zu helfen. Und Erich Honecker unterstrich beim Beisammensein im Präsidentenpalais, gerade gegenwärtig belege das Zusammenwirken beider Staaten die Lebenskraft dessen, was vor neun Jahren in Helsinki die Staats- und Regierungschefs der 35 KSZE-Teilnehmerländer mit ihrer Unterschrift als gültigen Kodex friedlicher Koexistenzbeziehungen bestätigt haben.

Für die DDR ist das Signum Erich Honeckers unter die Schlußakte von Helsinki fürderhin handelsauslösend gewesen, auch und gerade gegenüber dem neutralen Finnland. So wurde dieser Tage auch Rückschau gehalten. Die Bilanz wird beiderseits positiv bewertet. Erinnert wurde an das erste Regierungsabkommen der soeben gegründeten DDR mit dem nordeuro-

päischen Staat bereits am 15. Oktober 1949. Damals wurde der Grundstein gelegt für eine Entwicklung beispielhafter Beziehungen des Einvernehmens und der Freundschaft. Finnlands Reichtstagspräsident Erkki Pystynen indessen verhehlte nicht, als er Erich Honecker im Parlamentsgebäude begrüßte, wie vielfältig sich die Verbindungen zwischen Abgeordneten beider obersten Volksvertretungen geknüpft haben. Und beim Gang durch Produktionsstätten des größten privaten finnischen Konzerns, der Nokia Oy mit ihren neun Industriegruppen und 26 Tochtergesellschaften, fanden gedeihliche Geschäftsbeziehungen mit Kombinaten und Außenhandelsbetrieben der DDR eindrucksvolle Bestätigung. Friedliches Koexistieren zum Nutzen beider Völker und Staaten war und ist in allem Devise, gegenseitiges Vertrauen vorausgesetzt.

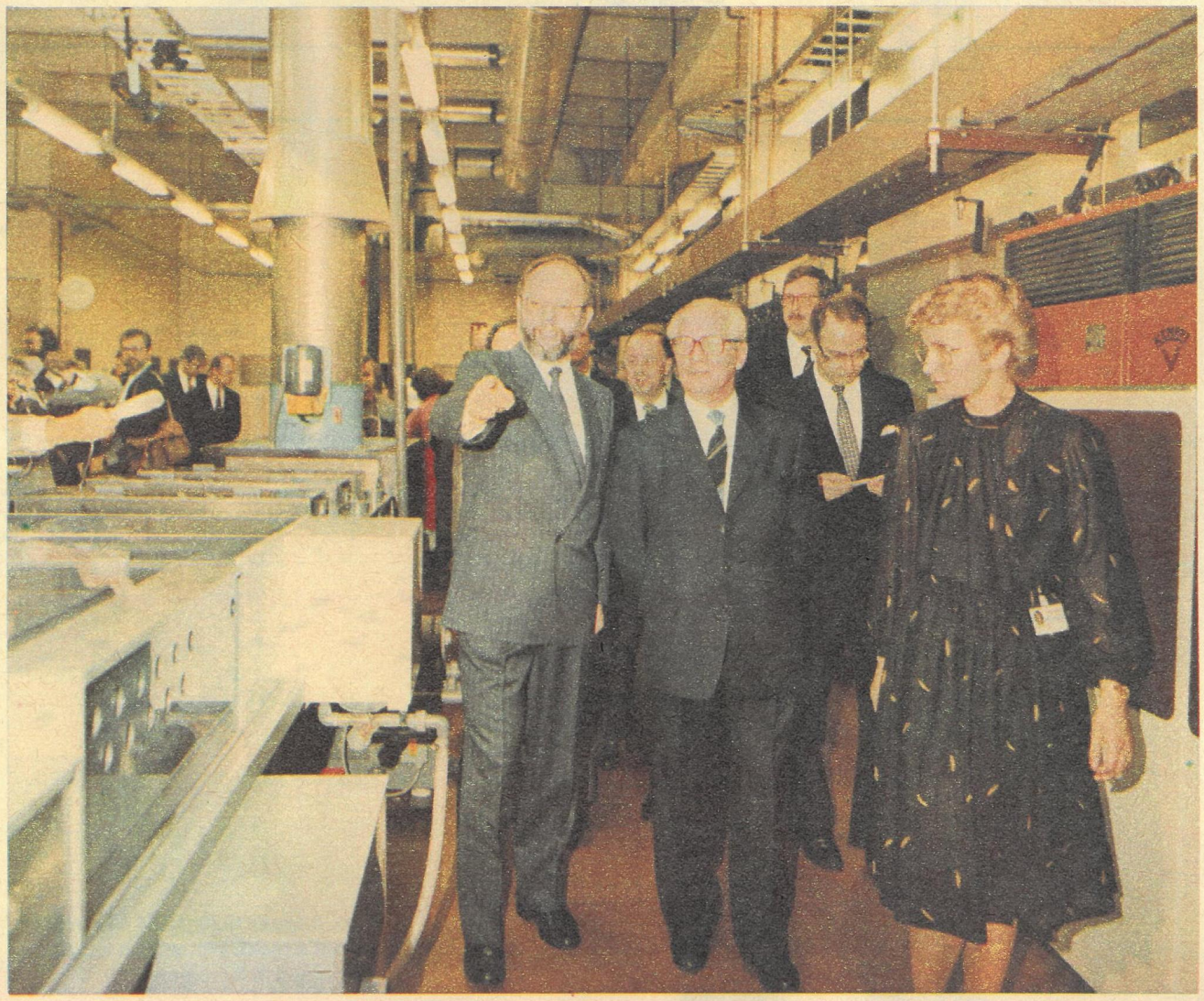
Wie sehr auch der Wirtschaftspartner Finnland an weiterer Kooperation mit der DDR interessiert ist, bezeugt das jetzt in Helsinki unterzeichnete Protokoll erweiterter Handelsvereinbarungen: Finnische

Gute Nachbarn am selben Meer

Firmen werden sich an Projektierung, Lieferung und Montage von industriellen Anlagen in der DDR beteiligen. Die DDR offenbarte ihr Interesse, an Investitionsvorhaben in Finnland teilzuhaben. Ein Zusammenwirken in Drittländern ist aktuell. Als natürlicher Nachbar der Sowjetunion und gemeinsam mit Polen und der DDR an der verbindenden Ostsee gelegen, nimmt der Warenverkehr des Landes mit Staaten des RGW einen immer größeren Stellenwert ein. Das Großunternehmen Nokia beispielsweise wickelt bereits einen beträchtlichen Teil seines Warenumsatzes mit RGW-Ländern ab, über einen eigens dafür eingesetzten Direktor der 27 000 Beschäftigte zählenden Aktiengesellschaft in Espoo.

Ob Nokia oder Thomesto-AG, deren Vorstandsvorsitzender den Staatsgast in sein Landhaus nordwestlich von Helsinki einlud und der auch Gastgeber der Elchjagd war – die Handelsverbindungen zur DDR und anderen RGW-Ländern sind zu einer stabilen Brücke geworden, die Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung in entscheidenden Lebenslagen verbindet. So konstatierten auch Erich Honecker und Ministerpräsident Kalevi Sorsa, der der Sozialdemokratischen Partei Finnlands vorsteht, in offener Atmosphäre, beide Länder und Regierungen stimmten in den ausschlaggebenden internationalen Fragen, die friedenssichernd, entspannungsfördernd und wirtschaftsbelebend wirkten, überein. Finnlands Presse der verschiedenen gesellschaftlichen Richtungen hat dem breiten Raum gewidmet und in ausführlichen Berichten das verständnisvolle Klima des Staatsbesuchs hervorgehoben. Ebenso auch das große Interesse, das Erich Honecker und seine Begleitung den kulturellen Schätzen des Landes zollten. So fügte sich sein Geschenk, eine Kassette mit dem Gesamtwerk Ludwig van Beethovens an das in Hämeenlinna besuchte Geburtshaus des großen finnischen Komponisten Sibelius, und der Helsinki-Auftakt mit Beethovens „Menuett“ im Präsidentenpalais zu einer glücklichen Synthese, die das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden Ländern unterstreicht.

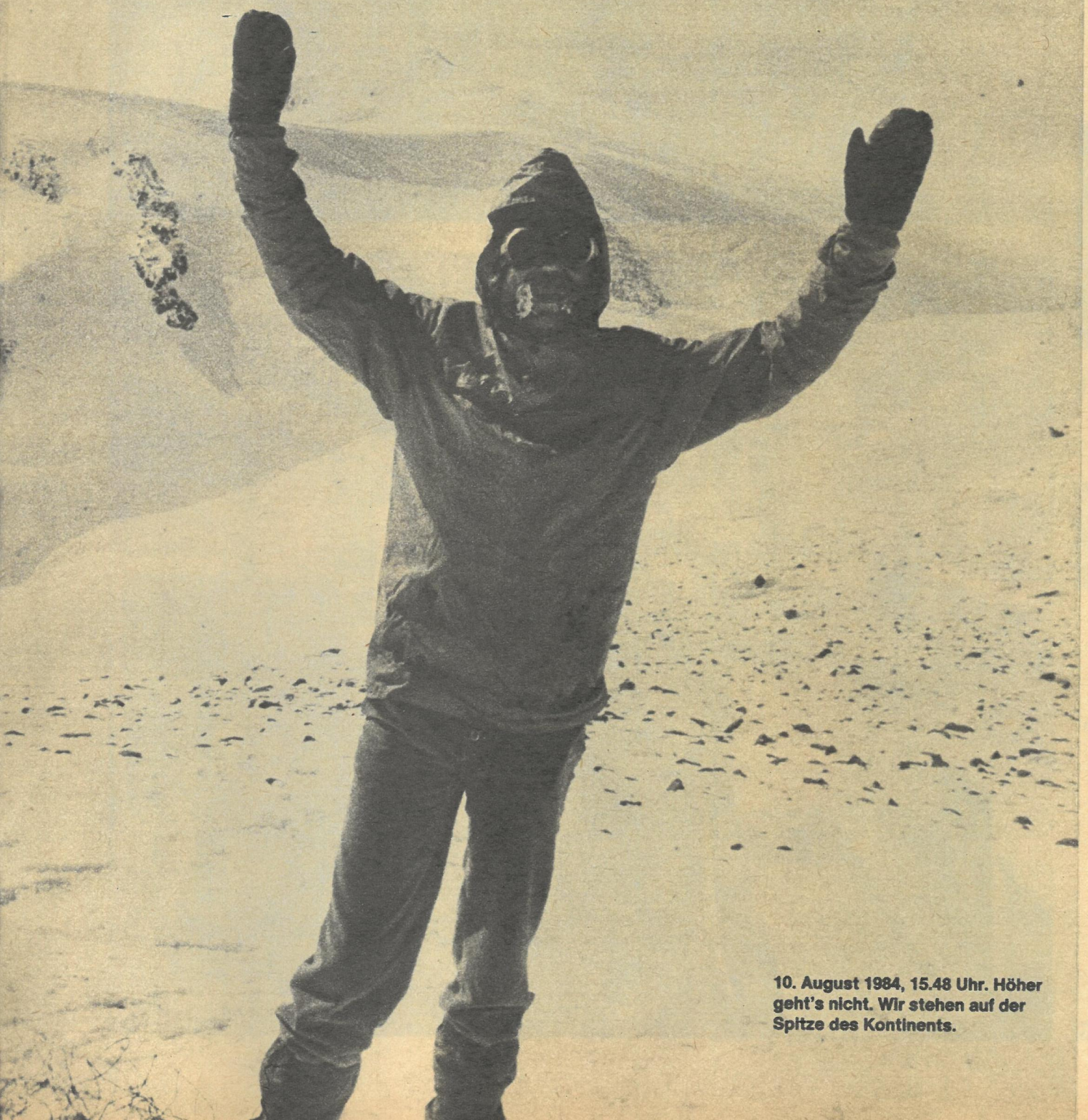
Günter Stechow



In den Festsälen der Regierung, dem Smolna: Ministerpräsident Kalevi Sorsa gibt ein Essen zu Ehren des Staatsgastes, der während seines Finnlandaufenthaltes auch die Leningedenkstätte am Hakaniemi in Helsinki und das Elektronikwerk des Nokia-Konzerns besuchte.

Fotos: ZB/Mittelstädt (2), Reiche (2), Schmidtke (2)

Mein Tanz auf dem Vulkan



10. August 1984, 15.48 Uhr. Höher geht's nicht. Wir stehen auf der Spitze des Kontinents.

FREIE WELT EXKLUSIV

Was soll's. Sprichwörter sind manchmal nur für andre da. Zum Beispiel dieses russische: Der Kluge steigt nicht auf den Berg, der Kluge geht um den Berg. – Setz der Unklugheit eine Krone auf! dachten wir und stellten uns mit einhundertsiebzehn Kilogramm Ausrüstung als FREIE WELT-Mannschaft im Basislager „Tscheget" der Kaukasus-Alpinade '84 vor. Zurückgekehrt nach Berlin konnte ich in der Redaktion dieses Dokument vorlegen:

СВИДЕТЕЛЬСТВО

выдано

Norbert Kaiser

за восхождение на высшую точку Европы—гору Эльбрус (5642м)

Международный альпинистский лагерь „Кавказ"

Zeugnis

überreicht an

Norbert Kaiser

für die Besteigung des höchsten Berges Europas – des Berges Elbrus (5642 m).
12.8.84. Internationales Alpinistenlager „Kaukasus"

Mama mia. Mama mia. Völlig erschöpft, doch überglücklich liegen sich die Italiener in den Armen. Sie können sich kaum beruhigen. Sie klopfen das Gipfeleis aus den Steigeisen und den tiefgerippten Sohlen ihrer Bergstiefel. Gegenseitig helfen sie sich beim Ausziehen. Die Anspannung der letzten Stunden hat ihre Gesichter gezeichnet; Sonne und Schneesturm haben ihnen Spuren eingekerbt.

Doch in Prijut 11, unserem gemeinsamen Lager in 4200 Meter Höhe, herrscht Unruhe. Fünf Jugoslawen sind noch unterwegs, lange über die Zeit. Es ist längst dunkel, und vor einer Stunde

Funkkontakte zu festgelegten Zeiten mit dem Basislager sind für alle Seilschaften aus Sicherheitsgründen Pflicht. Wolodja, unser Betreuer, wartet auf unser Signal mit dem Kennwort „Klaus“. Oben: Wolfgang steigt voran.

Mein Tanz auf dem Vulkan

brach ein Suchtrupp der sowjetischen Bergwacht auf, um ihnen entgegenzusteigen. Erst gestern war ein Österreicher mehrere Stunden überfällig; er hatte sich von seiner Seilschaft getrennt und war ohne Funkgerät und Sicherung allein gegangen…

Jubel und Enttäuschung, kalkuliertes Risiko und ein unausdrückbarer Rest echter Lebensgefahr sind im Alpinismus vereint wie Schnittlauchstengel in einem Blumentopf.

Doch der Reihe nach. Vor vier Tagen hatte sich unser Team im Basislager angemeldet: Dr. Klaus Manske (52), Lebensmittelexperte und (inzwischen) DDR-Meister seiner Altersklasse im Marathonlauf; Wolfgang Funke (43), Elektriker (beide Bezwinger der Siebentausender Pik Lenin und Pik Korshenewskaja im Pamir); Andreas Barth (26), ehemaliger Marathonläufer beim Sportclub Dynamo (alle drei Bergsteiger der Leistungsklasse); ich wurde stirnrunzelnd als Spezialkorrespondent vermerkt. Dr. Swet Orlowski, Mannschaftsarzt der sowjetischen Mount Everest-Expedition 1982, untersuchte uns auf Herz und Kreislauf und: Er gab seine Zustimmung für unser Vorhaben.

Die Nähe des Schwarzen Meeres macht alpinistische Pläne im Hochkaukasus zu einem Geduldsspiel. Weht der Wind aus Richtung West, wechselt das Wetter selbst im Hochsommer wie bei uns im April. Regen, Sturm, Nebel, Gewitter und Schneefälle in Höhen über viertausend Meter verbünden sich mit Steinschlag und akuter Lawinengefahr. So geht man umher, hält die Nase in den Wind und beobachtet die Wolken, die Eingeweihten keine Rätsel aufgeben. Unsere Zeit war knapp bemessen und ließ für Experimente keinen großen Spielraum. So verzichteten wir auf einen Akklimatisierungsaufstieg zum Kokutai oder zum Dongus-Orun, die uns schon beim Frühstück im Basislager würdevoll distanziert zulächelten. Wir konzentrieren uns jedoch auf die Hauptaufgabe Elbrus.

Die Tscherkessen nennen ihn Asch-gemacho, die Götterburg, die Abchasen Orfi-itub, Berg der Seeligen; sein georgischer Name Jal-bus bedeutet Schneemähne, und für Kabardiner und Swanen ist er seit 1829 ein Mingi-Tau, ein von Menschen bezwungener Gipfel, seit Hillar Chaschirow zum Zeichen des Sieges dem Elbrus seine Mütze aufsetzte.

Nach zwei Akklimatisierungsanstiegen bis 4600 und 5000 Meter warten wir im Lager Prijut 11 auf günstiges Wetter für einen Gipfelsturm. Nur langsam paßt sich unser Organismus der Höheneinwirkung an. Auf Grund besonderer klimatischer Verhältnisse herrschen am Elbrus Luftdruckbedingungen, die in anderen Hochgebirgen erst 1000 Meter höher auftreten. 20, ja 25 Grad Frost sind auch im August hier oben keine Seltenheit.

Meine Kopfschmerzen waren am ersten Tag kaum zu ertragen. Unsichtbare Schraubzwingen umklammerten meinen Schädel. Sauerstoffmangel. Wolfgang und Andreas erging es ähnlich. Klaus kämpfte verbissen mit Magenbeschwerden.

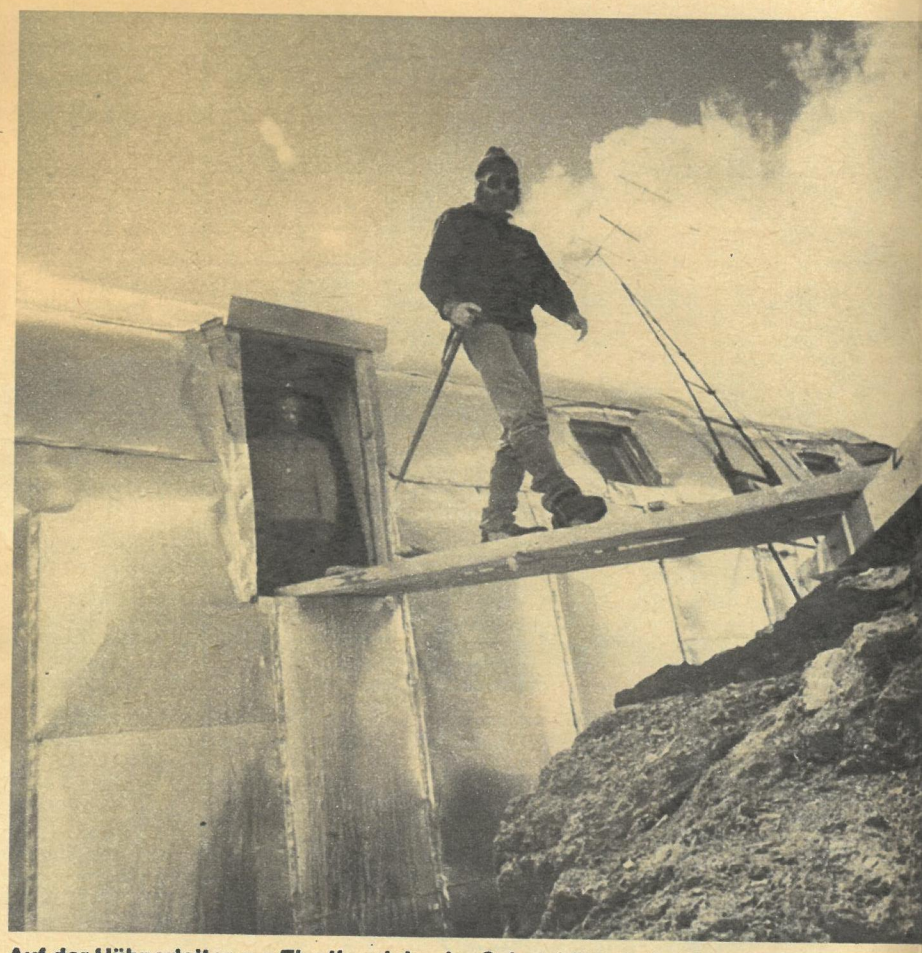
Dann kam für mich ein Tag mit Minuten so schwarz wie die Bergdohlen, die am Prijut ihr Domizil haben. Guten Mutes waren wir zu viert am dritten Tag aufgebrochen, den Weg nach oben trotz durchwachsenen Wetters zu machen. Etwa in Höhe der Pastuchow-Felsen wurde beschlossen: Norbert, du mußt umkehren. Du bist zu langsam. Schneesturm jagte inzwischen über die Gletscher. Es wurde mörderisch kalt. Das war's also. Wütend und maßlos traurig über meine müden Knochen stapfte ich talwärts…

Wollte der Kaukasuskönig vor mir ein Geheimnis bewahren? Immerhin: Sein Untergrund ist noch vulkanisch unruhig, wenn auch die Gletscher stellenweise bis zu 100 Meter dick sind. Und langzeitliche Messungen ergaben, daß Elbrus und Kasbek jährlich um 30 Millimeter wachsen.

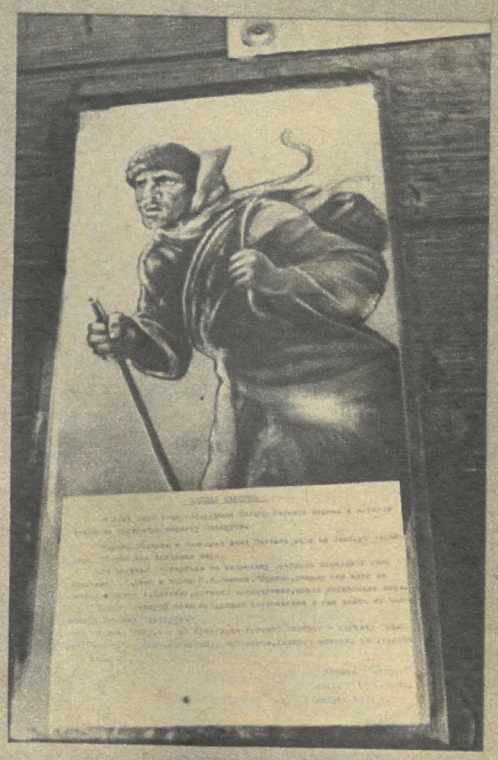
Später wird Andreas in seinem Tagebuch notieren: Nach keinem Marathonlauf war ich so fertig wie heute. Ich war gut vorbereitet und eingestellt. Es fiel keinem von uns leicht. Unsere Pamir-Leute, Klaus und Wolfgang, hatten an verschiedenen Stellen der Eiswand auch ihre Hänger.

Als sie vom Gipfel zurückkamen, wußte ich längst, daß die Entscheidung vom Vormittag die einzig mögliche für mich war. Diesen durchtrainierten Burschen hatte der Elbrus heute alles abverlangt. Klaus wollte nicht, daß ich ihn fotografiere. Er kennt sich gut genug…

Nachts um eins gehe ich hinaus. Vollmond wie ich ihn selten zuvor sah. Seit Jahren entdecke ich den kleinen Bären wieder. Der Sternenhimmel überwältigt mich. Glasklare Sicht. Sollten das gute Vorzeichen für mich sein? Klaus und Wolfgang wollten mit mir einen zweiten Versuch unternehmen, wenn das Wetter ihn zuläßt. Andreas hatte beim Abstieg seinen linken Fuß überanstrengt. Ich schlafe ein, vielleicht anderthalb Stunden. Gegen sieben Uhr sind alle wach. Blauer Himmel. Keine Wolke.



Auf der Hühnerleiter zur Einstiegsluke der Schutzhütte Prijut 11.



Von links nach rechts:
Der Kabardiner Killar Chaschirow, der im Juli 1829 als erster den Ostgipfel des Elbrus erreichte, war Bergführer einer Expedition der Russischen Akademie der Wissenschaften.
Der 5198 Meter hohe Dych-Tau war 1932 das Ziel der ersten deutschen Arbeiter-Kaukasus-Expedition. Finanziert durch den Verkauf proletarischer Literatur und Werbeveranstaltungen.
Reinhold Messner, der berühmte Himalaja-Einzelgänger aus Südtirol (links im Foto), war im Vorjahr als Gast des Sportkomitees der UdSSR im Baksantal. Mit seinem Betreuer Wolodja Tschumakow bewältigte er vom Lager Prijut 11 aus in sieben Stunden den Elbrus-Auf- und -Abstieg. Rechts im Foto: Valentin Iwanow, einer der elf sowjetischen Mount Everest-Bezwinger von 1982, leitete in diesem Jahr den Bergrettungsdienst der Kaukasus-Alpinade.

Kaum Wind. Gleißende Sonne. Norbert, sagt Wolfgang, so eine Gelegenheit kommt nicht wieder. Wir versuchen es. Ich bin wie gelähmt. Will mich weigern. An meinen Knochen hängen Bleiklötze. Wolfgang rüttelt mich vorsichtig am linken Arm. Ja, wir werden gehen, antworte ich. Tief im Innern beginnt in mir ein Funke Ehrgeiz zu glimmen. Verdammt. Reiß dich zusammen. Mechanisch ziehe ich mich an, über das Turnhemd ein dickes langärmeliges Unterhemd, mein hellbraunes weiches Lieblingskordhemd darüber, nun eine Turnhose und eine lange Unterhose, dazu dünne Wollstrümpfe bis zu den Knien und noch einmal Wollsocken, jetzt den dicken Pullover, einen zweiten nimmt Wolfgang in seinem Rucksack für mich mit. Darüber den Leinenanorak. Baumwollhose und dann rein in die Bergstiefel und die Schneestulpen festgebunden. Klaus schaut sich mein Werk an und zieht die Stulpen noch tiefer, um die Schuhe so gut es geht zu schützen. Denn bei Schneesturm kann die kleinste Angriffsfläche gefährlich werden. Vor ein paar Tagen hatte sich einer aus der DDR-Nachwuchs-Mannschaft beide Füße angefroren. Zum Schluß krieche ich in den roten Sturmanorak aus Nylon, setze Pudelmütze und Schneebrille auf und ziehe meine Handschuhe an. Zwei Paar wollene Fäustlinge übereinander und ein Paar aus Segeltuch darüber. Ohne viel Worte hatten wir gefrühstückt. Einen Teller Puddingsuppe. Eine Scheibe Schwarzbrot mit Schmalz und zwei Becher Tee, dazu acht Stückchen Zucker. In der Anoraktasche verstaue ich einen Bleistift, ein kleines Notizheft, eine Minikamera, Ersatzhandschuhe und den Gletscherstift für Lippen, Nase und Wangen. Wolfgang und Klaus packen ihre Rucksäcke: Kameras, einen Schlafsack für alle Fälle, Seile, Gurte, Karabinerhaken, Funkgerät, Schokolade und Tee und noch eine Sturmhose für mich. Ich brauche nur mich selbst zu tragen...

Beim zweiten Akklimatisierungsanstieg überschreiten wir die Mont Blanc-Höhe (4810 m) um 200 Meter.

wt 18b - neue ausbrueche des elbrus-vulkans zu erwarten?

p j a t i g o r s k, 22. sept. 84 adn - am elbrus, dem mit 5 633 metern hoechsten berg des kaukasus, beobachteten sowjetische geophysiker in einem ueber 5 000 meter hoch gelegenen gletscher dampf- und gasausbrueche, die vom boden eines vulkans nach oben stiegen. entgegen der lange zeit verbreiteten annahme, dass der elbrus-vulkan erloschen sei, deuten neueste, an den haengen des berges durchgefuehrte forschungen darauf hin, dass der elbrus noch zu den aktiven vulkanen zu zaehlen ist. unter dem berg registrierten die geophysiker einige erdbeben und entdeckten eine erhoehte absorption seismischer wellen, was auf fluessiges magma in diesem gebiet hinweist.

der letzte ausbruch des elbrus ist zeitlich nicht mehr exakt festzustellen. einige wissenschaftler datieren ihn ins 10. jahrhundert. seitdem befindet sich der vulkan scheinbar in einer atempause, um eine erneute aktivitaet vorzubereiten. ein aehnliches beispiel fuer eine derartig lange ruhepause ist der vulkan el chichon in mexiko, der mit seinem letzten ausbruch im maerz 1982 erneut aktiv wurde.

fuer eine genaue prognose ueber die kuenftige entwicklung des elbrus sind weitere forschungen notwendig und geplant. eine exakte kontrolle der seismischen aktivitaet in diesem gebiet ist auch deshalb erforderlich, da es als wichtiges erholungs- und alpinistenzentrum jaehrlich von vielen tausend menschen besucht wird.++bl

Wolfgang, der vor mir steigt, dreht sich hin und wieder nach mir um. Seine ruhigen, sicheren Bewegungen geben mir Zutrauen. Du darfst nicht nach oben schauen, hämmere ich mir ein, denn ich spüre, wie mich das nicht Greifbare über mir demoralisiert. Stumpfsinnig presse ich die Steigeisenspitzen Schritt für Schritt in das Eis. Pickel. Zwei Schritte. Wieder Pickel. Die Schrittfolge, die ich schaffe, wird von Stunde zu Stunde, von Meter zu Meter immer kürzer. Ich stelle mir kleine Zwischenziele: einen Felsbrocken oder eine Eiskante. Pickel, zwei Schritte, wieder Pikkel. Zehn Meter. Pause. Bloß nicht fragen, wie weit wir schon sind. Mein Herz rast. Vorgestern, beim zweiten Probeanstieg, hatte Andreas an meiner Halsschlagader mehrmals den Puls gemessen: zwischen 130 und 140. Nach kurzem Verschnaufen ging er zurück auf 90. Das hatte mich beruhigt. Noch höchstens dreißig Meter, ruft mir Wolfgang zu, gleich muß der „Gippel" kommen. Sieben Stunden sind inzwischen vergangen. Dann taucht ganz oben Klaus, der vorausgegangen war, auf. Und winkt. Nun geht vorerst gar kein Schritt mehr. Ich stütze mich auf den Pickel und starre hinauf. Mir wird leicht schwindelig. Nein, sie wollen mich nicht täuschen. Noch mal durchatmen. Und noch einmal. Und dann gibt es kein Halten mehr. Ich steige, ohne zu zählen. Es wird flacher, beständig flacher. Die letzten Meter wanke ich: vor Anstrengung und vor Freude. Nach links, nach rechts. Hauptsächlich vor Freude. Ich sehe den Horizont. Es geht nicht mehr höher. Überall ringsum nur noch abwärts. Das ist nicht zu fassen. Ich kann nichts mehr denken. Klaus ahnt oder sieht, daß mir unter der Schneebrille die Tränen kommen. Wir umarmen uns. Norbert, hier oben ist dir alles erlaubt. Komm, du mußt was trinken. Mein Gott, ja, das ist wichtig. Ich nehme aus der Plasteflasche, die Wolfgang tief im Rucksack verwahrt hat, ein paar Schluck Tee. Eiskalt, aber er tut gut. Wir sind tatsächlich auf der Spitze des Vulkans. Und ich tanze. Einfach so. Klaus und Wolfgang hantieren an ihren Kameras. Es ist fast windstill, aber erbärmlich kalt. Wenn ich stehenbleibe, beginne ich sofort zu frieren.

Ich will mir den Rundblick wie ein Maler einprägen. Für irgendwann einmal, später. Tausend Meter tiefer liegt die Welt im Nebel und Schneetreiben... Von Dongus-Orun, von Nakra-Tau und von den Uschba-Spitzen, von der Besingimauer und wie all die Eisriesen heißen, keine Spur. Auch nicht vom Schwarzen Meer, das man bei klarer Sicht erkennen könnte. Trotzdem: Ein paar Fotos will ich auch machen. Klick. Klick. Klick. Als ich mir die Handschuhe wieder anziehen will, jagt mir ein Schreck durch die Glieder: Der Mittelfinger der rechten Hand ist zur Hälfte weiß. Entsetzt stehe ich einen Moment still. Dann Handschuhe über und die Hände gegeneinander schlagen, bis ich im Fäustling spüre: Der Finger

Mein Tanz auf dem Vulkan

wird wieder warm. Nun laufe ich noch drei oder vier Runden um das Gipfelplateau, halb automatisch, aber auch, um warm zu bleiben.

Für den Abstieg wählen wir den Weg durch den Sattel. Er ist weiter, aber lange nicht so steil wie der direkte Anstieg. Ich frohlocke. Wir brauchen ja nur noch hinunter. Weiter nichts. Ein gefährlicher Trugschluß. Nach den ersten hundert Metern begreife ich, warum die meisten Unfälle auf dem Rückweg geschehen. Alles läßt nach: die Konzentration, die Kraft, die Motivation. Wie schnell man döst, mit den Gedanken nicht mehr voll bei der Sache ist. Du fängst an zu philosophieren. In zugespitzten Situationen vereinfachen sich auch die Lebensfragen. Was ist wirklich wichtig. Was zählt am Ende. Nicht unterm Strich, sondern überhaupt. Welchen Preis hat mancher Preis. Ich denke an Augenblicke, die ich niemals preisgeben würde. Jesus Maria! Das darf dir nicht noch mal passieren. Vier, fünf Meter rutsche ich hangab übers Eis. Unkonzentriert. Nicht fest genug den Hacken eingeschlagen. Das ging noch mal gut. Aber Klaus, der nun vor mir geht, hat es gesehen. Er bleibt stehen und zeigt auf die Steilwand gegenüber: Siehst du die Stelle dort unterhalb des Grates. Von da war Wanda Rutkiewicz, die polnische Mount Everest-Bezwingerin, abgestürzt und fast vierhundert Meter bis in den Sattel geschlittert. Sie hat es wie durch ein Wunder überlebt. Ich taste nach meinem Talisman, sammle neue Kraft.

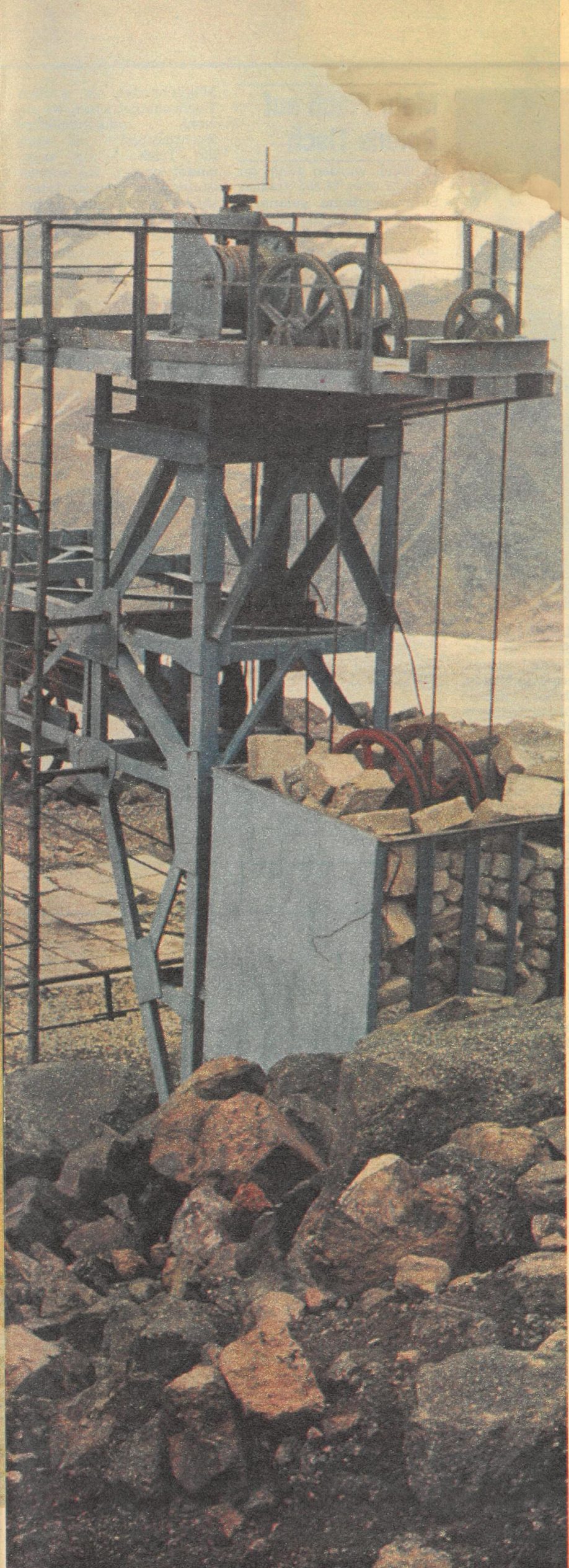
Der Region mit den tückischen, lebensgefährlichen Gletscherspalten gehen wir weit aus dem Weg. Die Sicht in und aus dem Sattel ist gut. Manchmal habe ich das Gefühl, wir treten auf der Stelle. Nur die Nerven behalten. Die Entfernungen scheinen sich überhaupt nicht zu verändern. Wann endlich taucht der Pastuchow-Felsen auf; dann sind es nur noch vierhundert Höhenmeter bis Prijut 11.

Elf Stunden, von früh gegen neun bis Sonnenuntergang kurz vor zwanzig Uhr, waren wir unterwegs. Zwei Stückchen Schokolade habe ich gegessen und einen halben Liter Tee getrunken. Andreas, der den ganzen Tag um uns gehofft und gebangt hat, freut sich wie ein Junge über einen Streich. Zur Erinnerung fotografiert er die Eisbrocken in meinem Bart. Ich krieche in meinen Schlafsack, fühle mich k. o. und wohl. Habe nur noch einen Wunsch: Auf schnellstem Weg zurück nach Berlin.

Für die freundliche Unterstützung bei der Organisation der FW-Expedition danken wir der Direktion der Internationalen Alpinistenlager beim Sportkomitee der UdSSR.

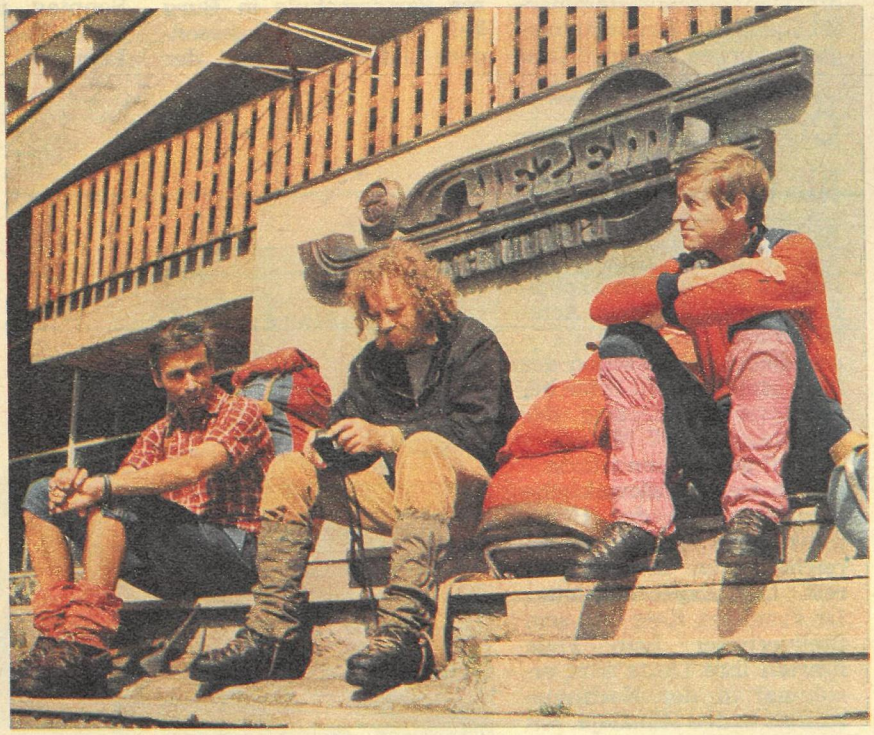
Höhe 3900 m: Obere Station des Sessellifts; hier trennen sich die Alpinisten von den Touristen auf ihrem Weg nach oben.

Fotos: Dr. Klaus Manske; Zusatzfotos: APN/A. Graschtschenkow, Peter Meißner.



Das ist der Gipfel, festgehalten mit Selbstauslöser.

Weiblich sanft winkt der Elbrus aus der Ferne.



Basislager „Tscheget". Wenn sich das Wetter hält, könnten wir in drei, vier Tagen zurück sein. Wir sind gut akklimatisiert.

Die neue Adresse

Seit dem 4. Oktober gilt sie, die neue Adresse der Botschaft der DDR in der UdSSR: Moskau, Leninprospekt 95 a. Zum 35. Jahrestag der Republik in enger Gemeinschaftsarbeit zwischen Bauschaffenden unserer beiden Länder fertiggestellt, empfängt jetzt das repräsentative Gebäude im Oktjabrski-Bezirk als Vertretung des ersten deutschen Friedensstaates seine Besucher und Gäste. Erich Honecker hatte als Leiter der SED-Delegation zum XXVI. Parteitag der KPdSU am 26. Februar 1981 mit den drei symbolischen Hammerschlägen die Grundsteinlegung vorgenommen. Kurz nach der festlichen Eröffnung hatten sich junge Moskauer zur Visite angesagt. Leninpioniere und Komsomolzen aus 40 Moskauer Schulen – sämtlich Mitglieder der Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR – überbrachten Botschafter Dr. Egon Winkelmann (unser Foto) Glückwünsche, Blumen und liebevoll gestaltete Geschenkmappen, in denen von Ergebnissen bei der kommunistischen Erziehung, beim Lernen, bei der Festigung der Freundschaft mit Schulen und Schülern in der DDR berichtet wurde. So will die 70. Allgemeinbildende Moskauer Oberschule „Hermann Matern" die Zusammenarbeit mit ihrer Partnerschule in Burg bei Magdeburg insbesondere auf dem Gebiet der fremdsprachlichen Ausbildung vertiefen. Das versprachen Sweta, Tanja, Katja und Sergej im Namen ihrer Mitschüler. Karine Unanjans, Deutschlehrerin an der 102. Allgemeinbildenden Oberschule führte ihre besten Schüler der vierten bis neunten Klassen in den Empfangsraum, nachdem sie sich im Foyer interessiert umgeschaut hatten. Protokollarische Steifheit hatte gar keine Gelegenheit aufzukommen – schließlich war man unter Freunden. Für die DDR-Diplomaten zugleich günstige Gelegenheit, ihrerseits zu gratulieren: Der 7. Oktober ist als „Tag der Verfassung" sowjetischer Staatsfeiertag und dieses Jahr als erster Sonntag im Oktober zugleich Tag des sowjetischen Lehrers. *Jürgen Geitner*

Mehr Fisch auf Polens Tisch

In Polen wurden allein im Vorjahr etwa 31 500 Tonnen Süßwasserfische gefangen, davon rund 22 500 Tonnen in Zuchtteichen. Den größten Posten hierbei belegen Karpfen (unser Foto), gefolgt von Schleien, Forellen, Lachsen, Hechten, Zandern, Maränen und Aalen. Wesentliche Gründe für die recht guten Fangergebnisse: effektive Futterversorgung und die Arbeit der staatlichen und privaten Fischzuchtbetriebe. Sie sorgten sich um die rationelle Bewirtschaftung und die Gesunderhaltung der Teiche. Der letzte milde Winter hat sich sowohl auf die Zunahme der Fische als auch der Brut in den Teichen günstig ausgewirkt. Voraussetzung also, das Produktionsvolumen vom Vorjahr noch zu überbieten. Besonders groß sind die Möglichkeiten in solchen Fischzuchtbetrieben, wo sowohl industriemäßige Zuchtmethoden als auch die Teichdüngung angewandt werden. Ein interessantes Verfahren zur Intensivierung der Düngung hat z. B. Ingenieur Firkowski aus der Wojewodschaft Opole entwickelt. Er verwendet zur Zooplanktonzucht frische Jauche. Hierfür allerdings müssen Anlagen gebaut werden, die einen geschlossenen Wasserkreislauf sichern. Sie bestehen aus einem Siphon, aus dem Bodensatz und einer Pumpe. Hinzu kommen noch ein Sauerstoffanreicherungsgerät, Rohrleitungen, elektrische Installationen und eine Steuerungsanlage. Der Aufwand ist beträchtlich. Wenn man dabei allerdings in Betracht zieht, daß sich damit die Produktion um etwa hundert Prozent steigern läßt, würde es sich lohnen.

Stanisław Mołdrzyk, Interpress

Computerplan für Gipfelsturm

Kurs zum Dach der Welt nimmt dieser Lastzug. Mit ihrer dritten großen Expedition zum Gipfel eines Achttausenders im Himalaja – nachdem im Mai schon der 8398 Meter hohe Lhotse bezwungen und später der Dhaulagiri (8167 Meter) in Angriff genommen wurde – wollen tschechoslowakische Alpinisten nun den Höhepunkt ihres 84er Jahres erreichen, den Mount Everest. Der Expeditionsleiter Dr. Frantisek Kele und sein Stellvertreter Ivan Fiala führten ihre Leute zum erstenmal in der Nachmonsunzeit in den Himalaja. Mit Hilfe eines Computers hatten die erfahrenen Bergsteiger der Sportvereinigung IAMES in Bratislava und Kozmarok den strategischen und taktischen Plan der Besteigung ausgearbeitet. Danach sollte die erste Oktoberdekade für die Bezwingung des Gipfels am günstigsten sein. Die Berechnungen erwiesen sich als richtig: Der Mount Everest wurde inzwischen erfolgreich bestiegen. Neben dem sportlichen Ziel haben sich die Alpinisten auch wissenschaftliche Aufgaben gestellt. Die Gesellschaft für Geographie bei der Slowakischen Akademie der Wissenschaft hat dafür ein Programm zusammengestellt. Es richtet sich vor allem auf die Erforschung der Auswirkungen ungünstiger ökologischer Eingriffe im Nationalpark von Sagarmatha unterhalb des Mount Everest auf der nepalesischen Seite. Damit entsprechen die tschechoslowakischen Bergsteiger der Deklaration von Katmandu, in der im Frühjahr des Jahres aufgefordert wurde, die Verschmutzung dieser einzigartigen Landschaft – verursacht durch Touristen und Alpinisten – zu untersuchen. Jedes Jahr werden Unmengen Abfall, Flaschen, Konservendosen und anderer Müll in den Bergen zurückgelassen. Wenn sich die Sportler aus der ČSSR nun auf den Heimweg machen, wollen sie auch in dieser Hinsicht ein Beispiel geben, daß es auch anders geht.

Dr. Július Gembický

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: V. Hohlfeld (3), V. Billeb, Štefan Puškáš, Interpress

Bilanz und Ehrung

Im Mittelpunkt der 5. Tagung des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft stand die Bilanz über die Aktivitäten der Organisation in Vorbereitung auf den 35. Jahrestag der DDR. Die 52 000 Grundeinheiten und Abteilungsgruppen führten im Jubiläumsjahr 745 000 Veranstaltungen, vorrangig Gruppengespräche, durch. 400 Grundeinheiten konnten besonders auf dem Lande, in städtischen Wohngebieten sowie in Klein- und Mittelbetrieben neu gebildet werden. Weitere 250 000 Bürger wurden Mitglieder der Freundschaftsgesellschaft. Der DSF-Zentralvorstand zeichnete verdiente Mitglieder (Bild oben: Glückwünsche Erich Mückenbergers für Prof. Nadeshda Ludwig) sowie Bezirksorganisationen aus. Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, unterstrich in seiner Rede, daß sich auch die Freunde der Sowjetunion Verdienste um die Geburt und Entwicklung des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates erwarben. In einem Brief an Erich Honecker, den wir in dieser Ausgabe in Auszügen veröffentlichen, wird versichert, daß die sechs Millionen DSF-Mitglieder all ihre Kraft für die Vorbereitung des 40. Jahrestages des Sieges der Sowjetarmee über den Hitlerfaschismus und die Befreiung des deutschen Volkes einsetzen werden. Am gleichen Tag hatten die Botschaft der UdSSR, der Zentralvorstand der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR, die Leitung des Hauses der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur sowie der DSF-Zentralvorstand zu einer Festveranstaltung eingeladen. In Ansprachen würdigten Sergej Lapin, Mitglied des ZK der KPdSU, Vorsitzender der sowjetischen Freundschaftsgesellschaft mit der DDR und Erich Mückenberger die unverbrüchliche Freundschaft zwischen unseren Völkern als historische Errungenschaft. UdSSR-Botschafter Kotschemassow überreichte dann durch Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets verliehene Orden: den Orden der Völkerfreundschaft an den Vorsitzenden des DSF-Bezirksvorstandes Erfurt, Professor Karl-Albert Fuchs – auf unserem Foto unten mit dem Botschafter (siehe auch FW Heft 20: Aber für mindestens sieben Jahre), den Orden „Ehrenzeichen“ an das Mitglied des DSF-Gebietsvorstandes Wismut, den Steiger Erich Bredl – auf dem Foto links mit Sergej Lapin (FW Heft 19: Der Bassow von Schmirchau) sowie an den Vorsitzenden des DSF-Kreisvorstandes Strasburg Volksgutdirektor Peter Koch (in diesem Heft: Der „Schloßherr“ von Groß-Miltzow). Weitere verdienstvolle Bürger der DDR erhielten auf Beschluß des Verbandes der Sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Zusammenarbeit mit dem Ausland Ehrenmedaillen.

Horst Goldschmidt

Fortsetzung von Seite 2

...mit dem Blick nach vorn

Die Mitglieder unserer Freundschaftsgesellschaft propagieren den großen Einfluß des Sieges des Sowjetvolkes über den deutschen Faschismus und japanischen Militarismus auf den Verlauf der Weltentwicklung, für den Kampf der werktätigen Massen für ihre soziale und nationale Befreiung.

Am Beispiel des Ausgangs des zweiten Weltkrieges und der Nachkriegsentwicklung wird bei unseren Mitgliedern die Erkenntnis vertieft, daß alle Versuche der aggressiven Kreise des Imperialismus, militärische Überlegenheit über den Sozialismus zu erlangen, zum Scheitern verurteilt sind.

An die Erfahrungen aus dem Zusammenschluß der Antihitlerkoalition knüpfen die Mitglieder und Funktionäre der Gesellschaft gerade heute an, da es darum geht, durch die Schaffung einer Koalition der Vernunft die Gefahr eines nuklearen Infernos von der Menschheit abzuwenden, für die Verhinderung eines Krieges zu kämpfen, bevor er ausbricht.

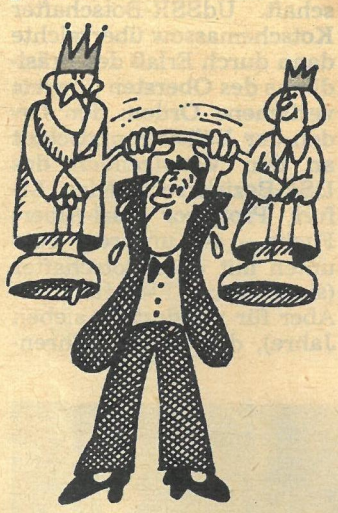
Sie tragen in der propagandistischen Arbeit dazu bei, daß unsere Mitglieder immer besser verstehen, daß die allseitige Stärkung des Sozialismus, das enge Zusammenwirken der sozialistischen Staatengemeinschaft die entscheidende Garantie für einen dauerhaften Frieden sind.

In unserer Organisation entlarven wir verstärkt die Politik und Ideologie des Antikommunismus, besonders die Lüge von der „Bedrohung aus dem Osten“. Überzeugend wird die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung über die Welt des Kapitals, insbesondere am Beispiel der DDR und der UdSSR nachgewiesen.

Die Teilnehmer der 5. Tagung des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft versichern dem Zentralkomitee der SED und Ihnen persönlich, daß sie auch künftig all ihre Kräfte einsetzen werden, bei der erfolgreichen Verwirklichung der Politik des X. Parteitages der SED mitzuwirken für die weitere Vertiefung und Festigung der deutsch-sowjetischen Freundschaft, für die allseitige Stärkung unserer Deutschen Demokratischen Republik und die Sicherung des Friedens.

● Am Rande

Achtzig Zentimeter groß sind die Könige, Damen, Läufer, Springer, Türme und Bauern, die sich der Kaliningrader Schachliebhaber Wadim Kowaljow aus Stahl drehte. Jede Figur wiegt mindestens zehn Kilogramm.



● Splitter

Kuba baut gegenwärtig sein erstes Atomkraftwerk.

„Rodina" (Heimat) heißt Bulgariens neuestes und größtes Hotel. Es ist mit seinen fast 100 Metern zugleich Sofias höchstes Gebäude.

Bis zum Jahr 2000 will die Volksrepublik China ihren bis 1981 erreichten Stand der Jahresbruttoproduktion in Industrie und Landwirtschaft vervierfachen.

20 Prozent der in der Welt erteilten Patente wurden Erfindern sozialistischer Länder zuerkannt.

● Gelesen

Dallas... Gleich hinter den imponierenden Hochhäusern und in Sichtweite der Villen von Öl-Baronen, Computer-Königen und Rinder-Kaisern ist die Kehrseite Amerikas zu besichtigen: Mehrere Armenviertel. Etwa die Hälfte aller Erwachsenen ist ohne ständige Arbeit, da sie sich mangels Aussicht auf Arbeit und staatliche Unterstützung auch nicht arbeitslos gemeldet haben. Hier gibt es eine hohe Kriminalitätsrate, hohe Säuglingssterblichkeit, eine deutlich unter dem Landesdurchschnitt liegende Lebenserwartung.
„Bremer Nachrichten", BRD

● Statistisches

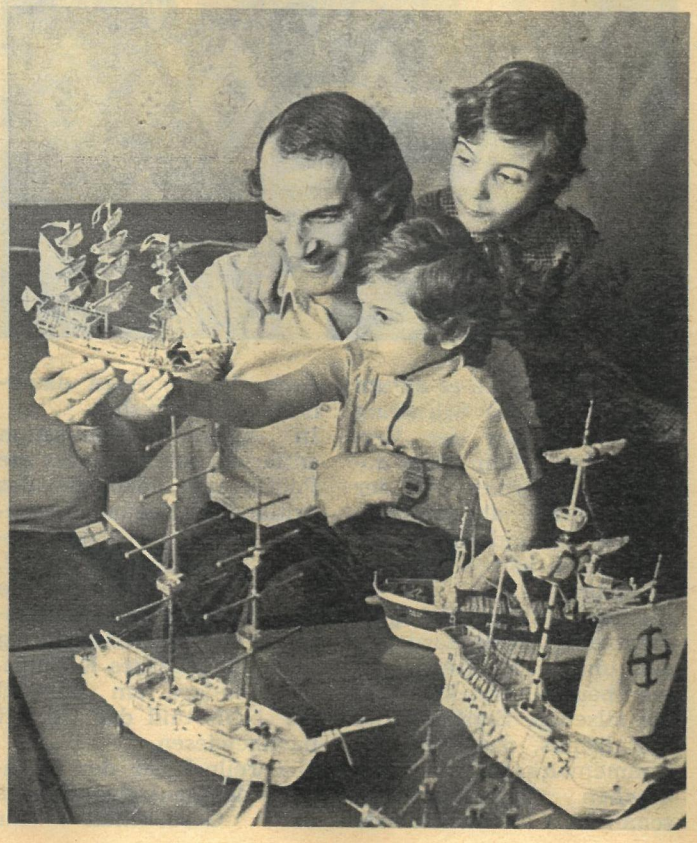
Die Zementproduktion der RGW-Länder stieg im Jahre 1983 auf insgesamt 195 Millionen Tonnen. Das sind 21 Prozent der Welterzeugung dieses wichtigen Rohstoffes. Die Sowjetunion blieb weiterhin größter Produzent von Zement in der Welt. Sie erhöhte die Produktion 1983 auf 128 Millionen Tonnen.

Schlagschutz

Ohne Abschaltung können neuerdings Instandhaltungsarbeiten an der 750-Kilovolt-Stromleitung von Winniza (UdSSR) nach Albertirsa (Ungarn) durchgeführt werden. Das ermöglichen Schutzanzüge für die Monteure, hergestellt nach einem Patent von Dr. Béla Csikós, dem technischen Direktor der Empfangszentrale Albertirsa. Über diese Stromleitung importiert Ungarn gut ein Viertel seiner Elektroenergie.

Lebensretter

Aus dem brennenden Hause seiner Eltern in Nukussk (Karakalpakische ASSR) rettete der siebenjährige Raschid Doschanow seine kleineren Geschwister Farid, Samira und Asamat. Die Eltern hatten die bereits schlafenden Kleinen im Hause zurückgelassen, um Bekannte zu besuchen. Da entzündete sich eine Holzplatte neben dem Ofenrohr des Küchenherdes...



Minischiffe

Modelle von Segelschiffen aus verschiedenen Epochen baut Rafael Sejranjan (Jerewan). Als Baumaterial benutzt er Streichhölzer, Fäden und Klebstoff. Als Werkzeuge dienen dem Schiffbauer Rasierklingen und Pinzetten. Rafael Sejranjan, der weitab vom Meer lebt, schwärmt schon seit seiner Kindheit für die Schönheit der See.

Modeauftritt

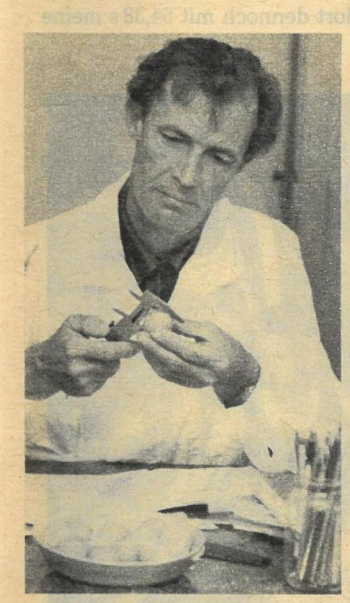
Knallroter Strohhut und Gürtel mit großer Schnalle sind das Beiwerk dieser „Streifenvariante", eines Modells der jungen Bukarester Modeschöpferin Daniela Mirea. Sechzig elegante, zum Teil auch recht eigenwillige Kreationen verhalfen ihr kürzlich in der rumänischen Hauptstadt zu einem erfolgreichen Debüt.

Heilmethode

Die Schüler des Professors Václav Žilka sind Asthma-Patienten des Kindersanatoriums Ričany (Mittelböhmen). Das Flötenspiel wird in diesem Sanatorium als erfolgversprechende Therapie angewendet, die die Aktivitäten des Zwerchfells, der Bauchmuskulatur und der betroffenen Hohlräume begünstigt. In der ČSSR soll diese Methode in weiteren Einrichtungen dieser Art eingeführt werden.

Festtrubel

Rund siebzig Weinarten wachsen auf unserem Erdball, eine davon an den Südhängen des ungarischen Matra-Gebirges, die Trauben für „Stierblut" (Egri bikaver). Liebhaber dieses würzig-herben Rotweins sollten sich den Jahrgang 1984 merken. Rundum zufrieden zeigten sich bei der diesjährigen Weinlese die Winzer beim traditionellen Fest in Gyöngyös, der Nachbarstadt von Eger.



Hausfasan

Mit Akribie mißt Juri Gratschew, Ornithologe der Kasachischen Akademie der Wissenschaft, Eier aus dem Gelege Semiretschinsker Fasane. Vor zwei Jahren gelang es den kasachischen Wissenschaftlern erstmals, diese bisher nur in freier Wildbahn vorkommenden jagdbaren Hühnervögel in Gehegen aufzuziehen. Die Weibchen legen sogar doppelt soviel Eier wie unter natürlichen Bedingungen. Jetzt wird geplant, eine wirtschaftliche Fasanenhaltung bis zu 20000 Stück aufzuziehen.

Pekingmetro

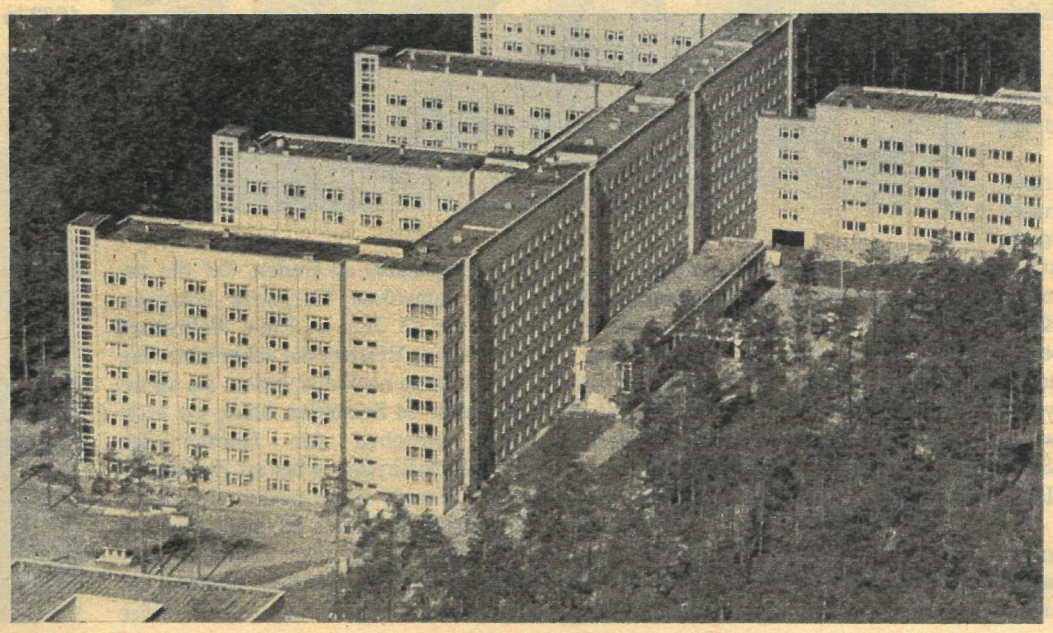
16,1 Kilometer lang ist die im vorigen Monat eröffnete neue Pekinger U-Bahn-Linie (im Foto die Station Yonghegong). Diese zweite Linie der Hauptstadtmetro verläuft unter der früheren inneren Stadtmauer.

Goldschatz

Eine neue Heimstatt fanden – wie auch andere bulgarische Kulturgüter – diese Goldgefäße aus dem Fund von Panagjurischte (3. Jh. v. u. Z.) im Nationalmuseum für Geschichte in Sofia.

Taigaklinik

Abgeschlossen wurde der Bau eines neuen Krankenhauskomplexes in Tschita (im Foto Teilansicht). Insgesamt 12 Hektar nimmt das gesamte Klinikum mit einer Kapazität von eintausend Betten ein. Die Ausstattung entspricht modernsten medizinischen Anforderungen. Die Ärzte verfügen u. a. über fünfzehn Operationssäle, fünf Laseranlagen, eine Barokammer und eine Abteilung mit künstlichen Nieren. Die Aufgaben des neuen Klinikums gehen über die Grenzen der Stadt Tschita hinaus. Die „Schnelle Hilfe" verfügt über Hubschrauber.



● Wörtlich

Die weitere Anhäufung nuklearer Arsenale birgt bereits eine große Gefahr in sich selbst, weil sie die Menschheit von einem Zufall abhängig macht. Diese Abhängigkeit wächst in direkter Proportion zu den internationalen Spannungen, für die die Reagan-Administration die Verantwortung trägt.

Professor Sergej Kapiza, Physiker, UdSSR

● Kurz berichtet

67 Ländern erweist die Sowjetunion gegenwärtig wirtschaftliche und technische Hilfe. Für 764 industrielle, landwirtschaftliche und andere volkswirtschaftliche Objekte wurden allein im Jahre 1983 komplette sowjetische Anlagen im Wert von 3,2 Milliarden Rubel geliefert.

Überreste eines Stadttores aus der Römerzeit wurden in Szombathely (Westungarn) entdeckt. Dieser von den Archäologen als Sensation gewertete Fund bestätigte endgültig, daß das Straßennetz von Szombathely mit dem der ehemaligen Stadt Savaria identisch ist.

Ihr ursprüngliches Antlitz erhält die Promenade des Elbufers in Dečin (ČSSR) wieder. Einige Häuser wurden bereits rekonstruiert, andere werden nach alten Plänen wieder aufgebaut.

Ein hydrotechnisches Großprojekt an der ukrainischen Schwarzmeerküste sieht bei Otschakow die Abriegelung des Limans vor. Der 7-Kilometer-Damm soll nach seiner Fertigstellung das weitere Eindringen salziger Schwarzmeerwassermassen verhindern. Dann können über eine Million Hektar Land bewässert und die Wasserversorgung der Großstädte Cherson und Nikolajew verbessert werden.

● Gewöhnlicher Kapitalismus

In der Bundesrepublik Deutschland gibt es gegenwärtig rund 200000 Obdachlose. Das geht aus der Studie „Verbreitung und Erscheinungsform der Obdachlosigkeit und Armut in ländlichen Gebieten der Bundesrepublik" hervor, die an der sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle der Universität Bamberg erarbeitet wurde. Durch Armut gefährdet seien besonders alte Menschen, alleinstehende Frauen mit Kindern und kinderreiche Familien.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: ZB/Agerpres, ČTK, MTI (2), Xinhua; TASS/R. Atajan, E. Schlej, L. Swerdlow, A. Usmanow; SOFIA-PRESS/A. Angelow; Vignette: D. Schüler

Die Sternstunde der Unbekannten

Mit Sport ist Bildreporter Peter Meißner nur in Ausnahmefällen befaßt. Seiner Vorliebe für eine, wie er sagt, „lautlose Fotografie, die ohne Regie", kommt dieses Metier auch nicht sonderlich entgegen. Es sei denn, er fährt ins böhmische Dorf Golčův Jeníkov und beobachtet dort an einem ganz gewöhnlichen Tag das ganz normale Leben der gefeierten Weltmeisterin und Weltrekordlerin Jarmila Kratochvilová – von der er dann ein Porträt in fotografierten Bildern entwirft, das eines langen Begleittextes eigentlich kaum noch bedarf (FREIE WELT 23/83).

Jetzt fuhr er nach Prag. Im Zug ließ er sich erzählen, auf dem Strahov werde eine junge Frau starten, die seit dem 23. Juni einen Weltrekord innehat. Eine dunkelhaarige Belladonna, mit verführerischen Augen, der Figur eines Mannequins und mit schönen, langen Beinen. Unter ihrem Namen konnte sich Meißner nichts vorstellen: Margarita Ponomarjowa. „Dann laß sie dir zeigen, vielleicht kannst du ein Titelbild von ihr machen, eins ins Farbe..."

Genierlich, irgend jemanden zu fragen, wer diese vermeintliche Schönheit denn wohl sei, begab er sich mutterseelenallein zum Vormittagstraining der weiblichen Sportstars, fotografierte nach Herzenslust hinein ins volle Menschenleben und fand, daß er sich bei einer der mehr als hundert Athletinnen besonders lange aufgehalten hatte. Um das Warum zu ergründen, faßte er sich vorm abendlichen Finale über 400 m Hürden endlich ein Herz und fragte einen Kollegen neben sich, wer die Läuferin mit der Startnummer 132 sei. „Das ist die Ponomarjowa, hübsches Mädchen, finden Sie nicht auch?" Genau das hatte Peter Meißner schon am Vormittag festgestellt.

Margarita ist Kasachin, vor einundzwanzig Jahren geboren in Balchasch, einer Stadt am Nordufer des hydrologisch wundersamen, weil teils süßen, teils salzigen Sees gleichen Namens. Als sie mit siebzehn zu Hause die Koffer packte, lag eine wahre Weltreise vor ihr: Sie zog aus ins ferne Leningrad, wo sie Finanzökonomie studieren wollte, vorerst aber nicht angenommen wurde und sich dafür auf der Werft „Sergo Ordshonikidse" an die kräftigen Hände der Schiffbauer nehmen ließ.

Zwei Jahre später steuerte sie den Hafen der Ehe an. Der Beneidenswerte, der sie bekam, war ein Sprinter namens Wladimir Chromow. Und wer sie fragt, warum sie ihren Mädchennamen behielt, bekommt ein Schulterzucken zur Antwort oder gratis noch einen Satz dazu: „Vielleicht nenne ich mich später einmal Chromowa – wenn ich nicht mehr laufe..." Worauf allerdings noch ein paar Jährchen gewartet werden kann. Zu Recht glaubt die einundzwanzigjährige Über-Nacht-Sportberühmtheit, trotz ihres Weltrekordes – über 400 m Hürden die erste Zeit unter 54 Sekunden – am „Frühlingsanfang" ihrer Laufbahn zu stehen. „Ich hab' doch noch alles vor mir."

Indes tut der Autogrammjäger gut daran, mit eigener Handschrift anzufügen, wer ihm soeben seinen Namenszug gab. In Sekundenbruchteilen fertigt Margarita Ponomarjowa eine Hieroglyphe an, die selbst dem Graphologen kaum eine Chance läßt: Ein Kringel, dann ein senkrechter und zwei waagerechte Striche. Wie ein stenografisches Kürzel in Russisch. „Ist das alles?" Die Ponomarjowa lächelt: „Wsjo" – alles.

In Balchasch war sie schon mit dreizehn Leichtathletin, wußte aber, wie die meisten in diesem Alter, nur wenig über ihre Neigungen und besonderen Begabungen. Nach ihrem Sieg bei einem Crosslauf der Schüler versuchte sie sich nur noch gelegentlich im Hoch- und im Weitsprung. Das Laufen gewann mehr und mehr die Oberhand, und als Margarita auf den 400 m die Norm für die erste Leistungsstufe erfüllte, war für sie und ihren Trainer Wladimir Jewdakow alles entschieden. In Leningrad dann begegnete die damals Siebzehnjährige einem Mann, der Hürdenläuferinnen ausbildete. Obwohl Jaropolk Sidorow wußte, daß der gutgewachsene Teenager von dieser Disziplin keinerlei Vorstellung besaß, nahm er Margarita in seine Trainingsgruppe auf. Und fast im Handumdrehen führte er sie als Bronzemedaillengewinnerin aufs Siegerpodest der Junioren-Europameisterschaft 1981 in Utrecht.

Dem Wechsel vom Ledigen- in den Ehestand folgte aus verständlichen Gründen auch der Wechsel des Trainers. Die Jungvermählte wollte zusammen mit ihrem Mann trainieren, wurde bei Juri Kaljokin einzige Hürdenläuferin – und dessen Meisterschülerin: Bislang in keiner Bestenliste zu finden, lief die nahezu namenlose Margarita Ponomarjowa am 23. Juni in Kiew Weltrekord über 400 m Hürden. Sie schmückte ihre Sternstunde noch aus, indem sie als erste unter 54 Sekunden blieb, als erste auch zwischen den Hürden den 15-Schritt-Rhythmus bis ins Ziel durchstand. Gerade diesen praktischen Nachweis lauftechnischer Möglichkeiten hat vor und nach ihr noch niemand geliefert. Nur bei den Männern ist einer, der schon seit langem auf solche Weise seine Siege auch noch zu einem Augenschmaus macht: Moses mit dem 13er Rhythmus vom Start bis ins Ziel.

Margarita Ponomarjowa bezweifelt nicht, daß sie sich bei ihrem 53,58-s-Weltrekord von Kiew mit idealen äußeren Bedingungen verbünden konnte: Kein bißchen Wind und 23 Grad Wärme. „Ich glaube, die Windstille war mitentscheidend dafür, daß ich hinter der achten Hürde die 15 Schritte beibehalten konnte und nicht wechseln mußte. So etwas ist wie ein Geschenk, denn der Wind macht bei uns viele gute Vorsätze zunichte. Wie beim Olympischen Tag in Potsdam, als er mich zum Wechsel von 15 auf 17 Schritte zwang. Daß ich dort dennoch mit 54,38 s meine

Ein UdSSR-Quartett an der Spitze der ewigen Weltbestenliste: Weltrekordlerin Margarita Ponomarjowa (rechts), die Exweltrekordlerinnen Marina Stepanowa-Makejewa (links, mit Ponomarjowa) und Anna Ambrosiene-Kostezkaja (unten) sowie Jekaterina Grun-Fessenko (oben, auf ihrem Weg zum Weltmeistertitel 1983 in Helsinki).

bisher zweitbeste Zeit erreichte, hat mich sehr froh gemacht."

Es ist ein Irrtum zu glauben, die Weltbestenliste würde mit einem Schlag auf den Kopf gestellt, wenn sich die schnellsten 400-m-Läuferinnen der Welt dazu entschlössen, es auch einmal über 400 m Hürden zu versuchen. An einem solchen Experiment war schon Irina Szewinska gescheitert, als sie noch 400-m-Weltrekordlerin war und ihr Trainer sagte: „Dein langer Schritt öffnet dir Tor und Tür, auch die Hürden zu meistern." Aus dem Rhythmus und ins Stolpern gekommen, machte die Szewinska sofort wieder Schluß damit.

Inge Utecht war neben Ulla Donath einmal unsere beste 800-m-Läuferin. Dann wurde sie Assistenztrainerin bei Heinz Birkemeyer, schließlich – auf eigenen Füßen stehend – unverzichtbare Teilhaberin an den olympischen Siegen ihrer 400-m-Schützlinge Monika Zehrt und Christina Brehmer, später auch an den Erfolgen Ellen Fiedlers, deren ausgeprägtes Rhythmusgefühl sie zu einer der technisch reifsten 400-m-Hürdenläuferinnen der Welt macht. Inge Utecht kennt genau die feinen Unterschiede zwischen der einen und der anderen Disziplin. „Wer kein Gefühl dafür hat, sich zwischen den zehn Hürden rhythmisch zu bewegen oder keine Konzentrationsfähigkeit und keine Technik, wird den Hürdenlauf bei aller gebotenen Grundschnelligkeit nicht meistern können. Margarita Ponomarjowa hat einmal gesagt, sie liebe diese Disziplin, weil sie ihrer vielen Unwägbarkeiten wegen eine Art geistiges Abenteuer sei. Da hat sie nicht unrecht. Immer wieder die entscheidende Frage: Mußt du jetzt den Rhythmus wechseln oder nicht? Zehnmal auch die Frage: Wie gehe ich die Hürde an, wie nehme ich sie, wie komme ich wieder von ihr weg? Eine einzige Fehlentscheidung, ein einziger Fehltritt, eine Schwäche im Tempogefühl – und schon bist du zu verloren."

Die 53,58 s sind noch nicht alles, sagt Margarita Ponomarjowa. Noch mehr entwickelte Grundschnelligkeit, in Fleisch und Blut übergegangenes Rhythmusgefühl, noch bessere Technik werden eines Tages zu 52er Zeiten führen. „Eine lange Lebensdauer wird meinem Rekord nicht beschieden sein", prophezeit die „Neue" an der Spitze der Weltbestenliste. Und dann verrät sie noch etwas, über das sich ihre Konkurrentinnen künftig Gedanken machen werden: Bei den nächsten Europameisterschaften möchte sie die 400 m Hürden u n d 400 m laufen. Das wäre mal ganz was Neues. „Und so einfach wird das nicht sein", gesteht Kaljokin. „Aber ich kenne Ritas Charakter. Sie weiß, was da an Training auf sie zukommt."

Hans Richard Vollbrecht

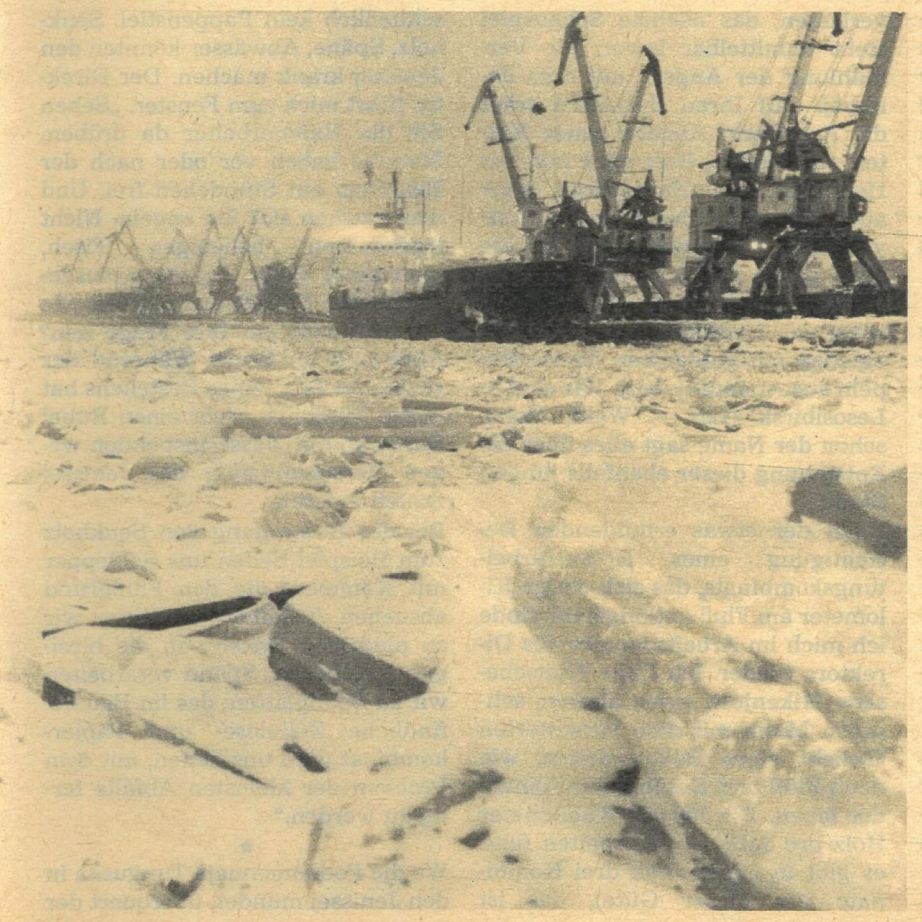
Fotos: Oberst (2), Muranski, Maximow

Die zehn schnellsten 400-m-Hürdenläuferinnen

53,58	**Margarita Ponomarjowa (UdSSR)**	1984
	– erste Läuferin der Welt unter 54 s –	
53,67	**Marina Stepanowa-Makejewa (UdSSR)**	1984
	– Europacupsiegerin und Weltrekordlerin 1979/54,78 s –	
54,02	**Anna Ambrosiene-Kostezkaja (UdSSR)**	1983
	– Weltrekordlerin und Vizeweltmeisterin 1983 –	
54,14	**Jekaterina Grun-Fessenko (UdSSR)**	1983
	– Weltmeisterin 1983 –	
54,20	**Ellen Fiedler-Neumann (DDR)**	1983
	– Vizeweltmeisterin 1980, Europa-, Weltcupsiegerin und Jahresweltbeste 1981/54,79; Europacupsiegerin 1983 –	
54,28	**Karin Ackermann-Roßley (DDR)**	1980
	– Weltrekordlerin 1980 bis 1983 –	
54,43	**Tatjana Subowa (UdSSR)**	1984
54,55	**Bärbel Broschat-Klepp (DDR)**	1980
	– Weltcupsiegerin 1979; Weltmeisterin 1980 –	
54,56	**Jelena Filipischina (UdSSR)**	1984
54,58	**Ann-Louise Skoglund (Schweden)**	1982
	– Europameisterin und Jahresweltbeste 1982 –	

GROSSES WASSER JENISSEJ

Über 4130 Kilometer wälzt er sich von Süd nach Nord. Wenn sich am Oberlauf zwischen mongolischer Grenze und Krasnojarsk schon längst die Badelustigen tummeln, wird die Eismeerschiffahrt im Mündungsgebiet bei Dudinka noch von Frostbarrieren behindert. „Großes Wasser" heißt er in der Sprache der Nenzen. „Ein mächtiger, ungestümer Recke, der nicht weiß, wohin mit seinen Kräften und seiner Jugendlichkeit. Ich stand da und dachte: Welch überschäumendes, kluges und kühnes Leben wird einstmals diese Ufer erhellen", so Anton Tschechow 1890 in seinem Sibirientagebuch. Wie lebt sich's heute am Jenissej?
Für FREIE WELT befuhr APN-Korrespondent Alexander Tropkin den wasserreichsten Strom der Sowjetunion.

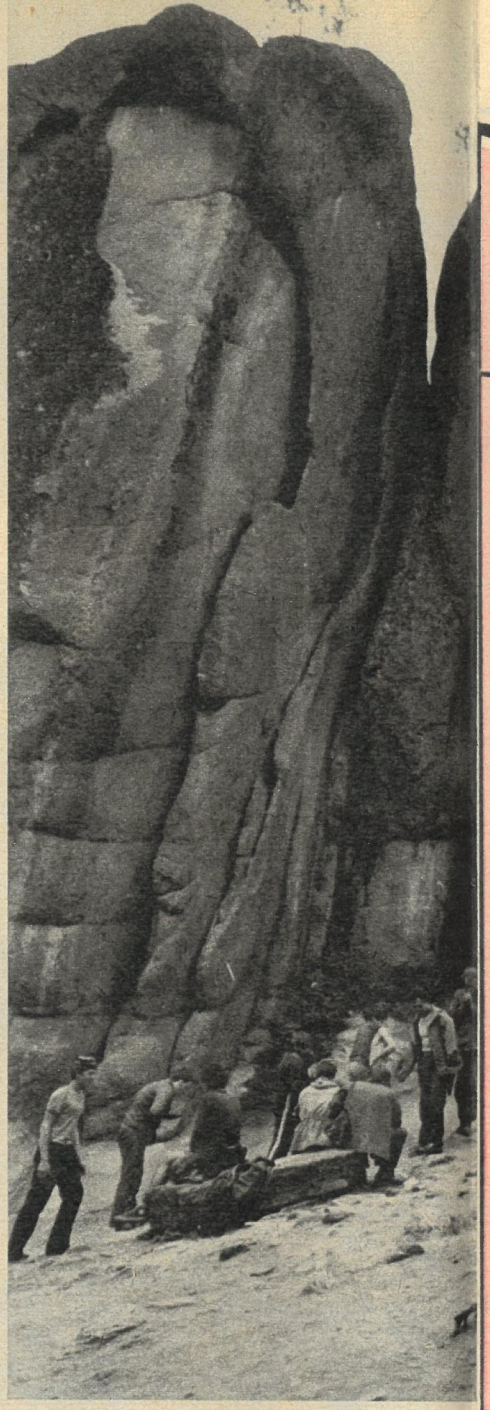


Meine Reise beginnt an den „sagenumwobenen Bergen“, den Diwnyje Gory, einem Ausläufer des Ostsajangebirges. Die „Raketa“, das stürmisch dahinfliegende Schiff auf Unterwasserflügeln, bringt mich in die Zeit meiner Jugend zurück. Damals vor zwanzig Jahren sprach unser ganzes Land von diesem Fleckchen Sibiriens. Der Bau des Energie-Erstlings am Jenissej, des Krasnojarsker Wasserkraftwerkes, war in aller Munde, Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen berichteten begeistert davon. Sechs Millionen Kilowatt Leistung – das bedeutete neuen Landesrekord. Die Jugend der sechziger Jahre kam in Scharen aus den Dörfern und Städten der Ukraine, Rußlands, Mittelasiens und aus Sibirien selbst natürlich. Ich erinnere mich noch gut daran, wie die gastfreundliche Kraftwerkersiedlung Diwnogorsk mit dem Eifer eines Halbwüchsigen den Kegelberg erklomm, wie primitive Zelte und Blockhütten mit Hilfe von sorgfältig gemalten Täfelchen zum „Wohnheim“, zum „Kaufhaus“, zum „Klub“ oder zur „Sauna“ avancierten, wie mit Brettern und Bohlen ausgelegte Wege zu „Boulevards“ mit exotisch klingenden Namen ernannt wurden…

Das Schiff führt eine kaum merkliche Wendung aus – und plötzlich taucht hinterm felsigen, steilen Abhang eine Stadt auf: vielgeschossige Häuserblocks, abwechslungsreich verteilt im Taigagrün, breite Treppen hinab zum Ufer, die Uferstraße selbst, geräumig und bunt mit ihren Blumenbeeten. Diwnogorsk heute! Auch beim näheren Betrachten enttäuscht es mich nicht. Acht große Industriebetriebe – und nicht ein Schornstein, Elektroenergie macht's möglich. Wirklich, ich bin sehr angetan. Oder kennen Sie etwa viele Städte in der Welt, wo man sich einige hundert Meter vom Zentrum entfernt an Waldhimbeeren gütlich tun oder der Liebsten einen Strauß Taigalilien pflücken kann?

Übrigens, als die Turbinen montiert waren, Apparate mit bisher nicht gekannten Ausmaßen und Eigenschaften, wurde zur Bedienung und Wartung nur noch jeder Hundertste aus der Kraftwerkersiedlung gebraucht. Gut ein Drittel der Fachleute zog fort, um einen neuen

Krasnojarsk Größte Stadt am Jenissej, Regionszentrum, wirtschaftlich bedeutend vor allem durch Maschinenbau, Chemieindustrie und metallurgische Betriebe.



Diwnogorsk

Großes Wasser Jenissej

Energieriesen am Jenissej, den von Sajan-Schuschenskoje, und andere sibirische Großbauten zu errichten. Im Interesse der Bleibenden aber mußte der Stadt ein zweites Leben eingehaucht werden. Es entstanden unter anderem ein großes Werk für Niederspannungsgeräte, ein Energiebaukombinat und Ausbildungsstätten für Hydroenergetiker, Mediziner und Spezialisten der Forstwirtschaft von überregionaler Bedeutung. Noch etwas Sagenhaftes aus den Diwnyje Gory: In nur zwei Jahren vom Augenblick der Inbetriebnahme aller zwölf Hydroaggregate an hat sich der Bau mit seinen ungeheuren finanziellen Aufwendungen amortisiert. Dem Jenissej-Erstling sollen nach einem grandiosen Projekt sieben weitere Kraftwerke folgen, Gesamtleistung über 30 Millionen Kilowatt. Allein die ersten beiden Stufen dieser Kaskade – das Krasnojarsker und das Sajan-Schuschenskojer Kraftwerk – sparen unserem Land 20 bis 25 Millionen Tonnen Kohle jährlich.

★

Behäbig wie ein Fluß der Ebene strömt der Jenissej in seinem Mittellauf dahin, feuerrote Baken markieren das Fahrwasser, die Kapitäne und Steuerleute, so denkt man, könnten das Ruder getrost ihren Gehilfen anvertrauen. Bloß nicht! Unvermittelt beginnt es zu strudeln und zu tösen, mächtige Findlinge ragen aus der Gischt – die Kasatschinsker Stromschnellen. Die Fahrrinne verengt sich an einigen Stellen bis auf wenige Meter, unterm Kiel bleibt nicht mehr als ein halber Meter Wasser… Selbst erfahrene Schipper wischen sich danach den Schweiß von der Stirn – und werden sogleich belohnt mit einem Jenissej, der glatt und breit ist wie nie zuvor.

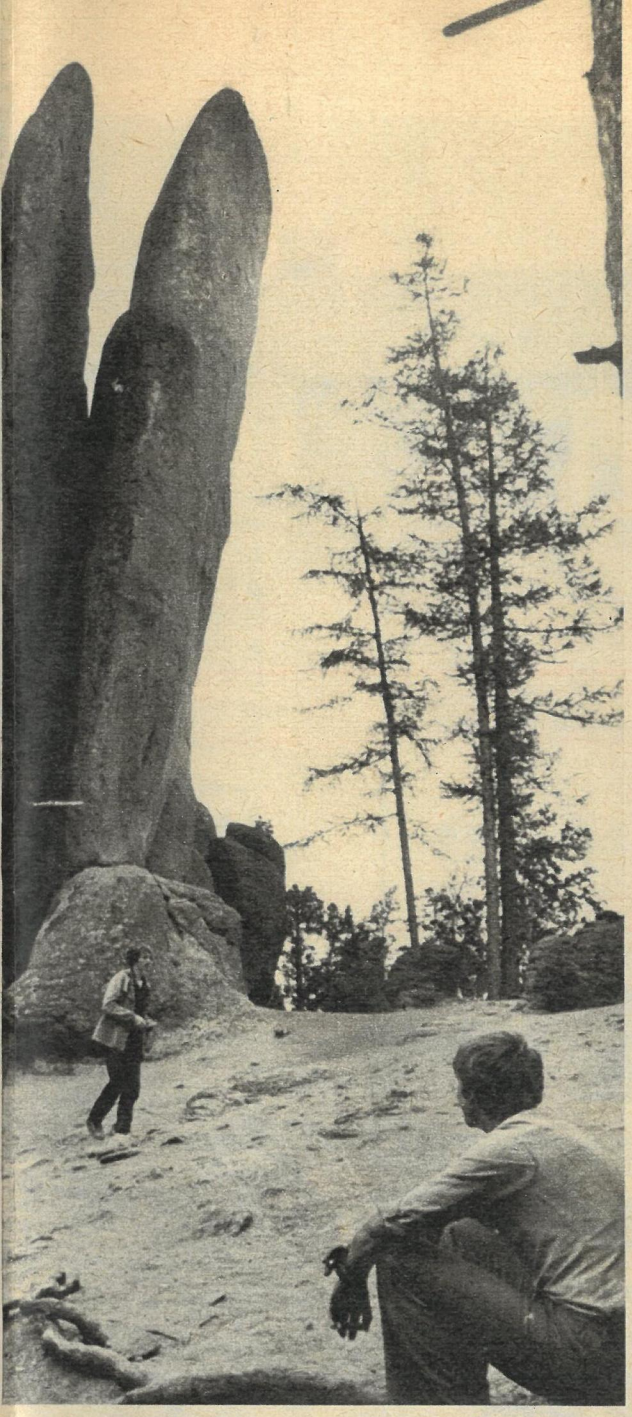
Keiner hat es eilig, das Deck zu verlassen, das nächste Schauspiel steht unmittelbar bevor: die Vermählung der Angara mit dem Jenissej. Auf ihren Schultern trägt die Arbeiterin Angara ganze Ketten von Flößen, Holz wird nun zur Hauptlast, zur Hauptsorge, aber auch zum Stolz des Jenissej. Holzverarbeitungsbetriebe säumen die Ufer, ganze Krankolonien, und aus den Hafenanlagen lösen sich Flottillen von Lastkähnen, bis obenhin beladen mit goldgelben Bretterstapeln aus Angarakiefern. Wir sind in Lesosibirsk (Les = Wald, Holz), schon der Name sagt alles über die Entstehung dieser ebenfalls jungen Stadt.

Nach der etwas ermüdenden Besichtigung eines Holzverarbeitungskombinats, das sich einige Kilometer am Fluß entlangzieht, finde ich mich im Arbeitszimmer des Direktors wieder. Ich frage Wjatscheslaw Mikenjow, einen älteren, sehnigen Mann mit dem verwitterten Gesicht eines Bakenwärters, wie denn Fluß und Kombinat miteinander leben. Bis 300 000 Kubikmeter Holz pro Jahr zu verarbeiten (und es gibt in Lesosibirsk drei Kombinate von dieser Güte), das ist schließlich kein Pappenstiel. Senkholz, Späne, Abwässer könnten den Jenissej krank machen. Der Direktor führt mich zum Fenster. „Sehen Sie die Hafenarbeiter da drüben. Manche haben vor oder nach der Beladung ein Stündchen frei. Und was machen sie? Sie angeln. Nicht irgendeinen beliebigen Fisch, manchmal beißt ein ganz ausgezeichneter Sterlet an. Könnte das eine Antwort auf Ihre Frage sein? Aber nun im Ernst: Während der gesamten Zeit seines Bestehens hat unser Kombinat nicht einen Rubel Strafe an die Wasserinspektion wegen Verschmutzung des Jenissej zahlen müssen.

Bei der Beseitigung von Senkholz zum Beispiel helfen uns Schlepper mit Kämmen, die den Flußgrund absuchen. Schälholz verkaufen wir zu niedrigen Preisen an die hiesigen Kolchosen, Späne verarbeiten wir zu Spanplatten; das im Bau befindliche Zellulose- und Papierkombinat wird uns helfen, mit dem Problem der kleinsten Abfälle fertig zu werden.“

★

Wo die Podkamennaja Tunguska in den Jenissej mündet, überquert der



Stadt der Kraftwerkserbauer mit malerischer, ausflugsträchtiger Umgebung.

Lesosibirsk

Endstation großer Floßverbände, Sitz dreier Holzverarbeitungskombinate, Umweltschutz und Sauberhaltung des Jenissej großgeschrieben.

Fluß die unsichtbare Grenze, an der der Dauerfrostboden beginnt. Der Atem der Arktis scheint auch über der Landschaft zu wehen; die Taiga wird spärlicher, die Bäume ducken sich an die Erde, als hätten sie Furcht, die grauen Uferfelsen kleiden sich in Moos und Flechten. Bei der Stadt Igarka tritt der Dauerfrostboden wie ein riesiger dunkler Eisbuckel an die Oberfläche. Eine kleine wissenschaftliche Station, der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR zugeordnet, beschäftigt sich mit praktischen Versuchen auf dieser Art von Erde. Das Laboratorium für Ingenieur-Geokryologie zum Beispiel erprobt eine originelle Bauweise, bei der auf die traditionellen Pfähle verzichtet wird. Ein gefaltetes „Betonkissen" liegt als Fundament auf der Oberfläche, darauf wächst das Gebäude empor. Noch antworten Wissenschaftler und Bauleute zurückhaltend, fragt man sie nach der Zuverlässigkeit der neuen Methode. Inzwischen aber stehen die ersten Experimentalbauten (mit Spezialgeräten streng bewacht von Schöpfern wie von Opponenten) unerschütterlich, und es sieht ganz so aus, als hätte der Dauerfrostboden nichts dagegen. Gelingt das Experiment, wird der sibirische Norden über eine neue, billigere Häuserbauweise verfügen, ganze Städte könnten nach diesem Verfahren entstehen.

Der Tundraboden ist leicht verletzlich, er reagiert ungeheuer empfindlich auf den Vormarsch der Technik. Dem Drängen der Wissenschaftler ist es mit zu danken, daß bei jedem neuen Vorhaben, seien das nun geologische Sucharbeiten, Erdöl-, Erdgaserkundung oder ähnliches, gleichzeitig Maßnahmen zur Rekultivierung der Such- und Bohrabschnitte einzuleiten sind. Zuwiderhandlungen ziehen harte Geldstrafen beziehungsweise strafrechtliche Verfolgung nach sich.

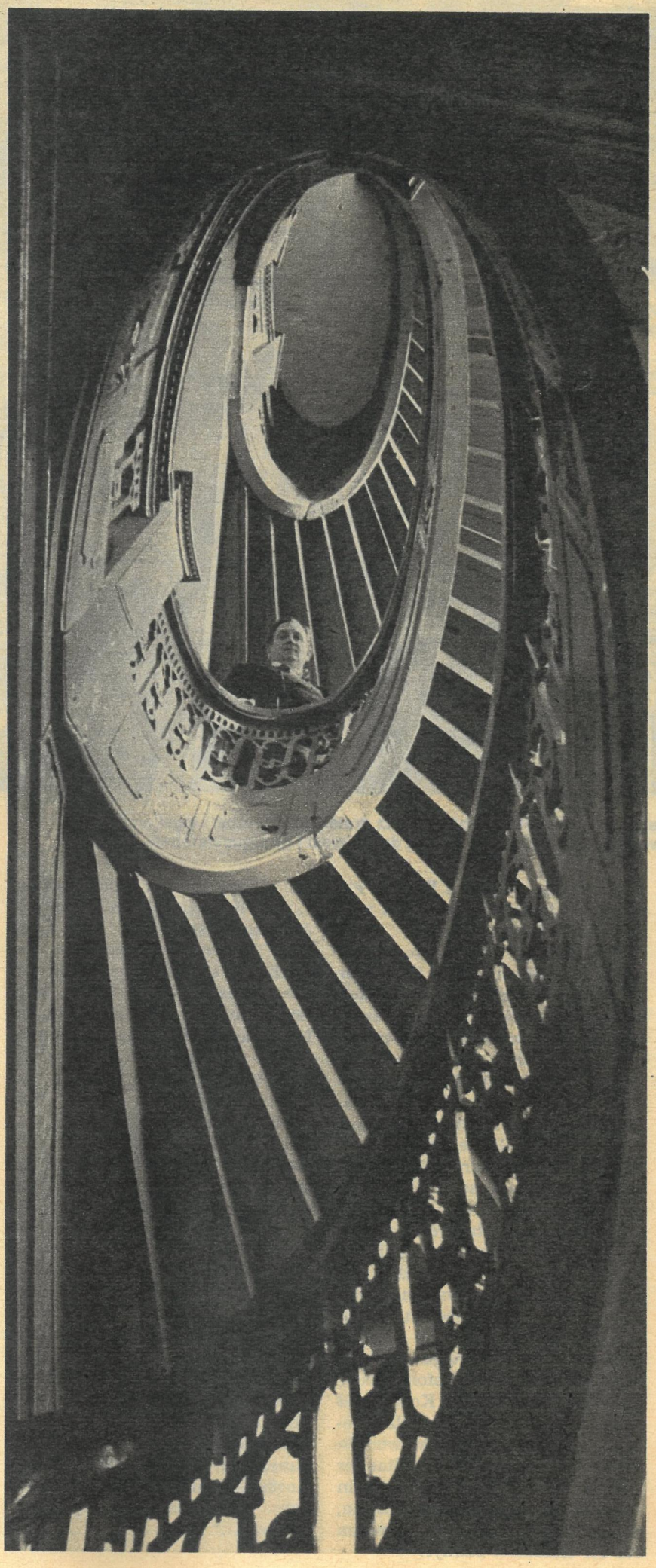
★

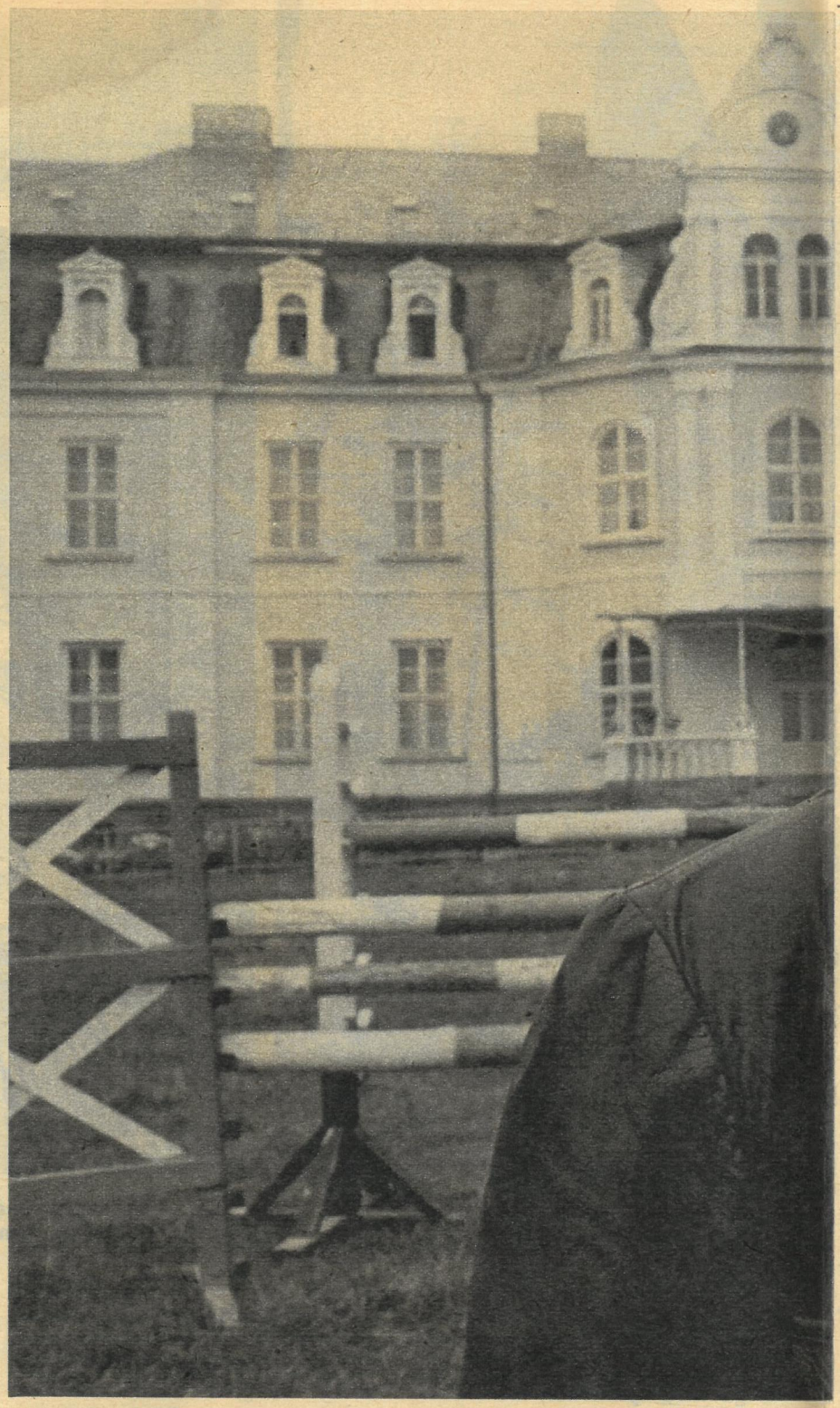
Kurz vor Dudinka zeigt der Jenissej seine Launen. Ein richtiger Meeressturm bricht über uns herein. Böiger Wind türmt meterhohe Wellen mit Schaumkronen auf, klatscht sie gegen den Beton der Anlegestellen, gegen die Lastschiffe, bringt Metall zum Dröhnen. Das Hafenleben erstirbt, der Güterzugverkehr ruht, das erstaunlich gut vor den arktischen Winden geschützte Dudinka jedoch lebt sein gewohntes Leben weiter.

Dudinka hat sozusagen schon graue Schläfen, es ist über 300 Jahre alt. Der norwegische Reisende Fridtjof Nansen nannte es zu Beginn unseres Jahrhunderts bereits das „Moskau des Nordens". In unserer Zeit hat Dudinka seine Position als eine der wichtigsten Hafenstädte an der Küste des Eismeeres gefestigt. Ganze Ströme von Frachten, die das „große Land" seinem Polargebiet schickt, fließen hier zusammen. Die Liste reicht von vieltonnenschweren Ausrüstungen für die bergbaumetallurgischen Kombinate von Norilsk und Talnach bis zu den empfindlichen Kisten mit südländischen Pfirsichen, Weintrauben und Zitrusfrüchten. Die freigewordenen Schiffsräume werden sofort wieder mit Barren aus Nickel, Kobalt und Kupfer, mit Fellen, mit Holz beladen. Wer weiß, vielleicht werden bald auch mächtige Erdöltanker anlegen. Die Geologen, die sich in Dudinka niedergelassen haben, glauben fest an reiche Vorkommen auf der Halbinsel Taimyr.

Der Bürgermeister von Dudinka, Leonid Kornejew, fährt mit mir im Jeep durch seine Stadt. „Noch vor zehn Jahren", so erzählt er, „betrachteten sich die meisten Einwohner nur als zeitweilige Gäste, arbeiteten zwei oder drei Saisons im Hafen oder auf der Wasserstraße Jenissej, machten das ‚große Geld' und kehrten aufs ‚Festland' zurück. Wer fünf bis sieben Jahre blieb, zählte schon als Alteingesessener. Dementsprechend gab es in der Stadt viele provisorische Lösungen, Komfort galt als überflüssiger Luxus. Wir hatten uns das Ziel gestellt, diese Provisoriums-Ideologie zu brechen – und wir haben es geschafft. Sehen Sie die mehrgeschossigen Wohnviertel, die Schulen, die Kindergärten, den neuen Krankenhauskomplex, nicht zu vergessen unser Stadtgrün. Der Boden für Sträucher und Bäumchen, die Setzlinge selbst wurden über Hunderte Werst auf dem Jenissej herangeführt. Kurzum, wir haben jetzt Zehntausende von fest Ansässigen und 1000 Geburten pro Jahr, für den Anfang nicht schlecht..."

Es gibt sie noch, die Schlösser und Katen Mecklenburgs. Die alten Schloßherren wurden 1945 verjagt. Die einstigen Kätnerjungen halten mit den ehemaligen Bauernsöhnen aus Rostow oder Charkow echte Freundschaft. Einer der heutigen Schloßherren, Peter Koch, Direktor des Volksgutes Groß Miltzow, erhielt kürzlich eine hohe sowjetische Auszeichnung.





Es ist nicht die Treppe zum Erfolg, von der Peter Koch herabsieht. Dies ist eine eichene Wendeltreppe aus dem 18. Jahrhundert mit schönem Schnitzwerk. Wie das ganze Schloß braucht sie ständige Aufmerksamkeit. Und wer sich um Wappen und Wendeltreppe kümmert, muß es sich leisten können.

Leistung ist für den Direktor des volkseigenen Gutes im mecklenburgischen Kreis Strasburg eine ständige Pflicht. Seit 1961 trägt er hier Verantwortung. Vorsitzender der Kooperationsvereinigung, Direktor der Tierproduktion, Mitglied im Vorstand der benachbarten LPG...

Die Leistungen des volkseigenen Gutes Groß Miltzow können sich sehen, hören, schmecken lassen: 25 000 Dezitonnen Milch, beinahe 20 000 Doppelzentner Schlachtvieh, etwas Wolle (20 Dezitonnen dieses Jahr, sagt er, um bloß nicht zu übertreiben!), daneben eine Pferdezucht, dazu den Obstanbau, der 400 Tonnen Äpfel, 15 Tonnen Kirschen, zehn Tonnen Birnen erbrachte. Die Pflanzenproduktion der Kooperation sorgt für Zuckerrüben, Getreide, Raps, Futter. Die Erfolgsbilanz im 35. Jahr sieht der Direktor vor allem in den Bedingungen, unter denen die Mecklenburger in „seinen" fünf Dörfern heute leben. Folgt wieder eine Aufzählung, in der sich 16 neue Eigenheime ebensogut ausnehmen wie die gerade in Erneuerung genommenen historischen Ziegelkaten. Von 144 Werkwohnungen warten nur noch 18 auf die Ausstattung mit WC, Bad, Dusche. Kein Wunder, daß in den acht Betrieben der Kooperation Kadersorgen unbekannt sind. Die jungen Leute verlassen ihre Heimat bestenfalls für den Ehrendienst in Uniform oder für ihre Ausbildung. Durchschnittsalter der Belegschaft – 36 Jahre! „Was nutzt es, wenn wir behaupten, Erfahrungsaustausch sei

Der „Schloßherr" von Groß Miltzow

die billigste Investition, und wenn wir sie dann nicht nutzen?" Antwort von Peter Koch auf die Frage, wie die Arbeitsergebnisse der Groß Miltzower zustande kamen. Dem sachlichen Manne gehen große Worte schwer über die Zunge. Lob schränkt er ein: „Unter unseren Bedingungen..." Jedes Jahr kommt Besuch ins Haus. Im Jubiläumsjahr kam eine Arbeitsgruppe aus Kasachstan. Vor 15 Jahren hatten junge ungarische Facharbeiter Erfahrungen in Groß Miltzow gesammelt. Daraus wurde ein ständiger Kontakt zu einem Staatsgut in Kiskunhalas. Der reicht heute bis zum Austausch von Ferienplätzen: In Feldberg oder an der Ostsee gegen Plätze am Balaton. Besuch auf der Agra gegen Besuch auf der Budapester Landwirtschaftsausstellung. Nun stehen die ungarischen Fachkollegen in Beziehungen zu solchen am Kaukasus. „Mal sehen, ob sich da ein Dreiecksverhältnis ausbilden läßt!" Zu Petrosawodsk, der Hauptstadt der Karelischen ASSR, verbindet Peter Koch die Chemie. Als Vorsitzender des Kreisvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft fühlte er sich verantwortlich, als das Agrochemische Zentrum in Strasburg nach einem Austauschpartner suchte. Der fand sich in Karelien. Nach längerem Briefwechsel wurden die ersten Besuche hinüber und herüber abgestattet. Die engsten deutsch-sowjetischen Beziehungen pflegt der Direktor von Groß Miltzow zu den Soldaten und Offizieren, die in Prenzlau stationiert sind. „Wir haben sogar schon einen als Aktivisten ausgezeichnet!" Im Park hinter dem Schloß, unmittelbar vor dem Seeufer, ist eine „Räuberhütte" über eine kleine sehr stabile Brücke erreichbar. Hier treffen sich die Brigaden zum Feiern. Für Gäste wird dort gelegentlich ein Wildschwein an den Spieß gesteckt. Das Brückchen aber führt den scherzhaften Namen „Brücke der Freundschaft". Die Prenzlauer Gäste in Uniform haben sie den Groß Miltzowern hingebaut. Mehr noch – sie haben mitgeholfen, den schönen alten Gutspark wieder instand zu setzen. Nicht bloß mehrhundertjährige Eichen, sondern auch Seltenheiten wie der Tulpenbaum oder der ostasiatische Ginkgo stehen darin. Eine polnische Gruppe von Gästen hat eine bleibende Erinnerung hinterlassen: Sie pflanzte Eichen. „Das könnte zu einer Tradition werden", plant Peter Koch. Nächstes Vorhaben: Einen botanischen Lehrpfad anlegen, um auch die Schule zu interessieren. Die Schüler sind es schon. Auf dem Rasenplatz hinterm Schloß, wo die Tanzfläche angelegt wurde, die Seekulisse als Hintergrund, stehen rot-weiße Hindernisse. Wenn dem vielbeschäftigten Direktor des Gutes Zeit für eine Liebhaberei geblieben ist, dann opfert er sie für die Pferde. Und verbindet sogleich wieder das Angenehme mit dem Nützlichen. Keine gewöhnlichen Arbeitstiere, sondern Reitpferde für den Export und für eine leistungsfähige Sportsektion werden gezüchtet.

Die Hindernisse im Hintergrund unseres Fotos hat sich also Peter Koch mit aller Absicht aufgebaut. Fortwährend etwas Neues zu entwickeln gegen alle Hindernisse, scheint dem Direktor Spaß zu bereiten. (Er knobelt mit einigen Mitarbeitern derzeit herum, wie nicht mehr genutzte Schweineställe und Geflügelgülle mit etwas Stroh wieder eine neue Produktion ergeben könnten. Vielleicht verrät er es beim nächsten Besuch?) Außerdem wäre es schön, diesen ausgezeichneten Direktor und Kreisvorsitzenden noch genauer kennenzulernen: Ausgezeichnet nebst einem Kollektiv mit dem „Banner der Arbeit", er allein mit dem Orden „Ehrenzeichen" durch das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR. Vielleicht sehen wir uns beim traditionellen Parkfest im Sommer, wenn Blasorchester der Prenzlauer Freunde und Groß Miltzower Jagdhornbläser hinter dem Schloß aufspielen? Dann wird nämlich nicht allein der 40. Jahrestag der Befreiung, sondern auch das vierzigjährige Bestehen volkseigener Güter gefeiert. In der stillen Landschaft der „Schlösser und Katen".

Dieter Heimlich (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

Der amerikanische Multimillionär und Diplomat Averell Harriman:

Plädoyer für die Vernunft

„Die dringlichsten Probleme, denen wir uns gegenübersehen – die nukleare Rüstung und unser Verhältnis zur Sowjetunion –, dürfen nicht länger den Unwägbarkeiten einer Zirkus-Politik (der Reagan-Administration – d. Verf.) überlassen bleiben." So lautet der Kernsatz einer Studie des USA-Diplomaten Averell Harriman über die Beziehungen zwischen beiden Staaten. Diesem Plädoyer für Realismus und Vernunft kommt zweifellos ein ganz besonderes Gewicht zu. Geschuldet ist dies schon dem außergewöhnlichen Lebensweg dieses Finanzkapitalisten, Politikers und Diplomaten, der am 15. November 93 Jahre alt wird. Er entstammt einer der Gründerdynastien der hochkapitalistischen USA. Sein Vater, der Eisenbahnkönig Edward Henry, beherrschte um die Jahrhundertwende alle Bahnlinien des Mittleren Westens und machte sich auch als Großindustrieller, Finanzmagnat und republikanischer Politiker einen Namen. Als er 1908 starb, hinterließ er zwei Söhnen ein Vermögen, das damals auf 70 bis 100 Millionen Dollar geschätzt wurde.

Ungewöhnliche Karriere

Dieses Startkapital verhalf Averell Harriman bereits in jungen Jahren – nach seiner Tätigkeit als Monteur in einer Eisenbahnwerkstätte und dem Studium an der Yale-Universität – zu Schlüsselstellungen in wirtschaftlichen Kommandozentralen. Fast anderthalb Jahrzehnte stand er an der Spitze der ererbten Pacific Railway Company, er übernahm leitende Positionen im allgewaltigen Finanztrust Morgan und im Standard-Oil-Konzern Rockefellers, saß in Aufsichtsräten und Direktorien Dutzender von Großbanken, Industrie-Konzernen und Versicherungsgesellschaften, gründete und leitete mehrere Finanzgesellschaften. 1921 Mitbegründer der sowjetisch-amerikanischen Handelskammer, setzte er sich schon frühzeitig für ökonomische Beziehungen mit der Sowjetmacht ein.

Harrimans politische Karriere begann Ende der zwanziger Jahre in der Demokratischen Partei, an der Seite des nachmaligen Präsidenten Franklin D. Roosevelt. Dieser beauftragte ihn 1933 mit der Reorganisation des Eisenbahnnetzes der Vereinigten Staaten und betraute ihn bald mit weiteren Aufgaben. Seither bekleidete Harriman, nach dem Urteil der „New York Times", die größte Anzahl von Regierungsposten, die jemals in der Geschichte des Landes eine einzige Person auf sich vereinte. Fünf Präsidenten diente er als Sonderberater und Sonderbotschafter. Zweimal, 1952 und 1956, bewarb er sich selbst um die Nominierung als Präsidentschaftskandidat seiner Partei. 1954 bis 1958 amtierte er als Gouverneur des Bundesstaates New York, und Reisen in offiziellem Auftrag führten ihn in buchstäblich alle Regionen der Welt. Als „älterer Staatsmann" sucht er das politische Geschehen nach wie vor aktiv zu beeinflussen.

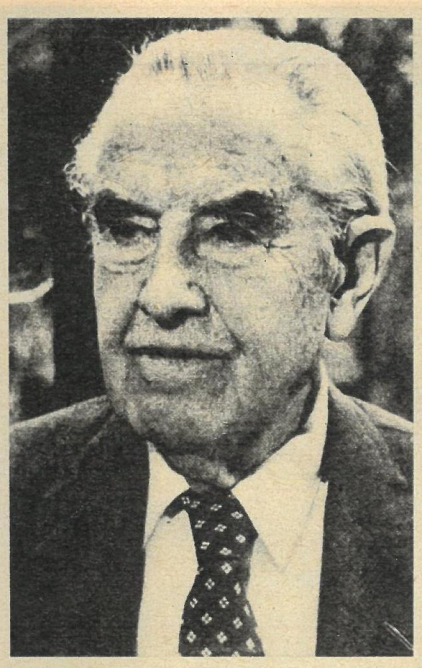
Mehr Waffen – weniger Sicherheit

Was Harriman heutzutage – gleich Millionen Menschen rund um den Erdball – zutiefst beunruhigt, ist der wahnwitzige Hochrüstungs- und Konfrontationskurs der Reagan-Administration. In seiner Sicht bedeuten mehr und mehr und noch mehr Waffen nicht mehr, sondern weniger Sicherheit für die Welt und auch für die USA selbst. Besorgt stellt er fest: „In der Tat hat sich die Situation seit 1981 zutiefst verschlimmert. Es kam zu einem völligen Zusammenbruch der Verhandlungen mit der Sowjetunion. Währenddessen stürzten sich die USA in die größte militärische Aufrüstung bisheriger Geschichte zu Friedenszeiten. Wer diese Entwicklungen mit Selbstgefälligkeit, ja sogar Genugtuung betrachtet, der ist mit Blindheit geschlagen gegenüber dem gefährlichen Lauf der Ereignisse, der da in Bewegung gesetzt wurde."

Harriman plädiert nachdrücklich für ein politisches Denken und Handeln, das den Realitäten des Atomzeitalters entspricht. Im Jahre 1963 als Leiter der amerikanischen Verhandlungsdelegation am Zustandekommen des Atomteststopp-Abkommens zwischen UdSSR, USA und Großbritannien beteiligt, weiß er aus eigener Erfahrung: Immer dann, wenn der ernsthafte Wille vorhanden war, sich auf der Grundlage des Prinzips der Gleichheit und der gleichen Sicherheit zu einigen, kamen wichtige Vereinbarungen zur Begrenzung der nuklearen Rüstungen zustande. Als Priorität Nr. 1 für die USA sieht er darum zumindest die Wiederherstellung eines Zustands an, dem sich frühere USA-Präsidenten, von Eisenhower bis Carter, verpflichtet fühlten: „Sie suchten die Gefahr eines Nuklearkrieges dadurch zu vermindern, daß sie auf dem Wege von Verhandlungen die nuklearen Waffen begrenzten. Sie taten das nicht, weil sie die Sowjetunion liebten oder militärische Ausgewogenheit gering schätzten. Sie begriffen jedoch, daß die Sicherheit der Vereinigten Staaten statt eines ungezügelten Wettrüstens ein niedrigeres und stabileres Niveau an Nuklearwaffen verlangt."

Gefährlicher Irrglaube

Früchte einer solchen Politik waren im Verlauf der siebziger Jahre bedeutsame sowjetisch-amerikanische Übereinkünfte, wie SALT I, SALT II und jener ABM-Vertrag von 1972, den Washingtons heutige Weltraumrüster als Barriere für ihre „Sternenkriegs"-Pläne baldmöglichst liquidieren möchten. In langwierigen und oft mühseligen Verhandlungen ausgearbeitet, die Sicherheitsinteressen beider Seiten



Averell Harriman (Foto oben) trat jüngst mit einer Studie an die Öffentlichkeit, in der er die Hochrüstungspolitik der USA-Regierung kritisch analysierte. Der erfahrene amerikanische Politiker und Diplomat war von 1943 bis 1946 Botschafter seines Landes in Moskau, bereiste bis in die letzten Jahre viele Male die Sowjetunion (Foto links), diente fünf amerikanischen Präsidenten als Sonderberater und hatte im Laufe seiner politischen Karriere die größte Anzahl an einflußreichen Ämtern inne, die jemals eine einzige Person in der Geschichte der USA bekleidete.

Ein Beitrag von Professor Dr. Franz Knipping

In krassem Gegensatz zu allem, was damals erreicht wurde, beruhen die sicherheitspolitischen Vorstellungen der jetzigen USA-Regierung, wie Harriman einschätzt, „größtenteils auf Illusionen und Fehlkalkulationen". Vorherrschend sei in Washington die Auffassung, „die amerikanische Hochrüstung könnte den Kreml dazu veranlassen, entweder in Verhandlungen unter dem Diktat der USA einzuwilligen oder einen Zustand herbeizuführen, daß die Sowjetunion unter der ihr aufgezwungenen schweren Bürde des Rüstungswettlaufs zusammenbricht". Die Annahme, man könne „die Russen in die Knie zwingen", ist jedoch – so urteilt Harriman kategorisch – „ein gefährlicher Irrglaube".

In geheimer Mission

Auch in diesem Punkte weiß Harriman genau, wovon er spricht. Aus gutem Grund gilt er maßgeblichen Massenmedien seines Landes als nach wie vor „bester Rußlandkenner der USA". Im September 1941 – zwei Monate nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion – weilte er als Sonderbeauftragter Roosevelts zum ersten Male in Moskau. Dort war er, wie auch im Titel seiner 1979 publizierten Erinnerungen ausgedrückt, „In geheimer Mission". Vom Oktober 1943 bis zum März 1946 vertrat er die Interessen der Vereinigten Staaten als Botschafter in der Hauptstadt der UdSSR. In dieser Eigenschaft nahm er an allen bedeutenden Konferenzen führender Staatsmänner der Anti-Hitler-Koalition teil, so in Teheran, Jalta, San Francisco und Potsdam. Über ihn liefen in all den Jahren, als die USA und die Sowjetunion im Kampf gegen den Hitlerfaschismus zusammenarbeiteten, die Kontakte zwischen Roosevelt und J. W. Stalin. Er war mithin, wie einer seiner Biographen sagt, „wie kein zweiter in die innere Geschichte des zweiten Weltkrieges auf der alliierten Seite eingeweiht".

Auch nach dem Kriege bereiste Harriman mehrere Male die UdSSR und führte wiederholt Gespräche mit verantwortlichen sowjetischen Staatsmännern, letztmalig im Juni 1983 mit Juri Andropow. Seine Eindrücke und Begegnungen verarbeitete er in zwei Büchern: „Frieden mit Rußland?" (1960) und „Amerika und Rußland in einer sich wandelnden Welt" (1971). Aus seiner Überzeugung, daß er das sozialistische Gesellschaftssystem ablehnt, machte Harriman keinen Hehl. „Er ließ sich aber nie auf einen ideologischen Antikommunismus ein", vermerkt einer seiner Biographen. Mit nüchternem Urteilsvermögen und ohne Scheuklappen äußerte er sich anerkennend über das wirtschaftliche Potential des Sowjetlandes und die großen Aufbauleistungen des Sowjetvolkes. Vor allem jedoch befürwortete er eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen beiden Staaten unterschiedlicher Gesellschaftssysteme, die alle strittigen Probleme durch Verhandlungen zu lösen trachtet und von gemeinsamer Verantwortung für den Frieden auf unserem Planeten bestimmt wird.

... bis die Hölle einfriert

Davon kann gegenwärtig keine Rede sein. Rückblickend auf die Genfer Verhandlungen über Raketen sowohl mittlerer als auch strategischer Reichweite, vermerkt Harriman in seiner erwähnten Studie: „Die Reagan-Administration hat niemals Rüstungskontrolle als wirklich bedeutungsvoll für die nationale Sicherheit betrachtet. Die von ihr eingenommenen Verhandlungspositionen dienten nicht dazu, Grundlagen für eine Übereinkunft zu schaffen, sondern sollten lediglich den Anschein von Flexibilität erwecken. Sie fungierten als Tarnung, um weitere Hochrüstung zu rechtfertigen. Weil die Vorschläge (der USA – d. Verf.) stets auf einseitige Vorteile abzielten, verwandelten sie die Gespräche in ein unproduktives Forum."

Daß die USA beide Verhandlungsrunden in Genf vorsätzlich zum Scheitern brachten, ist hinlänglich bekannt. Sie entzogen ihnen die sachliche Grundlage, indem sie in Westeuropa mit der Stationierung nuklearer Erstschlagraketen begannen. Welche Tricks und Manöver jedoch diesem Abbruch vorangingen, erhellt mit vielen bislang unbekannten Details eine Publikation, die in New York nahezu zeitgleich mit Harrimans Studie erschien. Ihr Autor Strobe Tabott – als Korrespondent des Nachrichtenmagazins „Time" sachkundiger Beobachter des Geschehens – zieht darin hinsichtlich strategischer Offensivwaffen das folgende Resümee: „Nicht die Sowjetunion, sondern die USA beharrten unnachgiebig auf einer sturen und unrealistischen Haltung. Es konnte keinerlei Fortschritte geben, weil die amerikanische Eröffnungsposition für die Sowjetunion unannehmbar war und durch spätere Modifizierungen noch unannehmbarer gemacht wurde."

Die tatsächliche „Verhandlungsstrategie" Washingtons kennzeichnete Tabott folgendermaßen: „Ausharren so lange wie überhaupt möglich, sich zwischenzeitlich auf die quantitative und qualitative Verbesserung des amerikanischen Nuklear-Arsenals konzentrieren, um letztendlich der Sowjetunion am Verhandlungstisch von der Position weit größerer Stärke, ja eindeutiger Überlegenheit gegenübertreten zu können." Getreu diesem Konzept habe Chefunterhändler Rowny von den Mitgliedern seiner Delegation in Genf verlangt, „die Russen so lange festzuhalten, bis die Hölle einfriert". Geraume Zeit später forderte der gleiche Rowny vom Weißen Haus die Abberufung mehrerer seiner Mitarbeiter mit dieser Begründung: „Sie erwecken den Verdacht, allzu begierig auf eine Übereinkunft hinzuarbeiten."

Taten zählen, nicht Worte

Abschließend heißt es in Tabotts Veröffentlichung: Ob die nächste USA-Regierung „eine neue, realistischere Position zur Rüstungsbegrenzung einzunehmen gewillt ist, hängt in entscheidendem Maß von den Absichten des Präsidenten ab". Eine nicht geringe Verantwortung falle jedoch auch der Verhandlungsdelegation zu, die mit der Verwirklichung seiner Absichten beauftragt wird. Das bisherige Team, so bilanziert der Autor aus intimer Kenntnis, „wird durchweg von Leuten beherrscht, die sich samt und sonders als nicht fähig oder nicht willens erwiesen haben, strategische Rüstungskontrolle in einer solchen Weise zu betreiben, daß Fortschritte mit der Sowjetunion möglich werden".

Ähnlich sieht es auch Harriman mit seinem eingangs zitierten Verlangen, die nukleare Rüstungsbegrenzung und die Beziehungen USA–UdSSR nicht länger den Unwägbarkeiten einer Zirkus-Politik zu überlassen, die lediglich auf Show-Wirkung bedacht ist. Im Klartext besagt das: Von einer Wende in den amerikanisch-sowjetischen Beziehungen, einer Wende vom Militarismus zum Kurs auf Frieden, von zügelloser Hochrüstung zu Rüstungsbegrenzung und Abrüstung kann und wird keine Rede sein, solange die USA-Administration ihren wortreichen Beteuerungen nicht endlich konkrete Taten folgen läßt.

Seiner Denkart und seinem Verständnis gemäß formuliert der 93jährige Averell Harriman – der Multimillionär, der für Vernunft plädiert – das zwingend Notwendige so: „Wenn die USA nach den Wahlen einen neuen Start machen sollen, dann müssen sich unverzüglich alle Verantwortlichen – Republikaner wie Demokraten – dem Problem nuklearer Waffen mit der Ernsthaftigkeit zuwenden, das es verdient. Denn über eines muß man sich im klaren sein: Was nutzt es einem Kandidaten, eine Wahl zu gewinnen, wenn wir dafür den Frieden verlieren, den zu bewahren auch viele redliche Amerikaner so hart gestritten haben?"

Averell Harriman zählt zu den realistisch denkenden Politikern, denen die Verhütung einer nuklearen Katastrophe als die Schlüsselfrage unserer Zeit gilt. Von der Regierung ihres Landes verlangen sie darum endlich ernsthafte, ergebnisorientierte Bemühungen zur Rüstungsbegrenzung und zur Normalisierung der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen, von denen in hohem Maße das gesamte weltpolitische Klima abhängt.

Fotos: Archiv

berücksichtigend, legten diese Verträge sowohl Begrenzungen für strategische Offensivwaffen wie für Raketenabwehrsysteme fest. Weil sie einen ersten Schritt in Richtung Abrüstung bedeuten konnten, begrüßte und befürwortete sie auch Harriman. Bei seinem letzten Auftreten als US-Senator setzte sich 1979 der damals 88jährige engagiert für die Ratifikation des SALT-II-Abkommens ein, allerdings erfolglos.

Hanako Ishii, am 12. September 1984 fotografiert für die Leser von FREIE WELT.

...gezeichnet: Ishii Hanako

石井花子

Hanako Ishii, wie Richard Sorge sie kannte

Eine kleine zarte Frau in ihrem Wohnzimmer in Japans Millionen-Metropole Tokio. Das Bild eines Mannes dominiert an der Wand hinter ihr, auf dem Tischchen steht seine Büste. Die Frau im Sessel hat sie 1950 selbst modelliert. Nach Fotos und aus der Erinnerung an Züge, die ihr bis heute unauslöschlich geblieben sind: Hanako Ishii ist die japanische Lebensgefährtin Richard Sorges, der als Kundschafter der Sowjetunion jahrelang wertvolle Informationen lieferte. Er nannte den Termin für den Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion, und seine Funksprüche gestatteten der Roten Armee, Einheiten aus Sibirien und dem Fernen Osten in der entscheidenden Schlacht vor Moskau einzusetzen. Vor 40 Jahren, am Morgen des 7. November 1944, öffneten die Henker im Sugama-Gefängnis die Falltür unter seinen Füßen. Ein Internationalist starb für seine kommunistische Überzeugung. Viele Jahre lebte Hanako Ishii an seiner Seite. Als er aus seinen Nachrichten und der Analyse von Zeitungsmeldungen auf den drohenden Krieg schloß, sah sie sein Gesicht altern. Es war ihr Chrysanthemenstrauß, den er an seinem letzten Geburtstag in Freiheit in der Hand hielt. Sie identifizierte Jahre später seine sterblichen Überreste, nachdem sie nach mühevoller Suche erreicht hatte, daß ein namenloses Gemeinschaftsgrab eröffnet wurde, und sie setzte seine Urne bei. Als wenige Stunden nach der Hinrichtung Richard Sorges das Feuerwerk der Salutsalven zu Ehren der Oktoberrevolution über dem Sowjetland leuchtete, stand auf dessen Boden kein faschistischer Soldat mehr. Am endgültigen Sieg über die faschistische Barbarei haben er und seine Genossen – Kämpfer an der unsichtbaren Front – ihren Anteil. FREIE WELT-Mitarbeiterin Ina Stritzke nahm jetzt Verbindung zu Hanako Ishii auf, bat sie, ihre Gedanken mitzuteilen.

Ich möchte heute, nach vielen Jahren der Besinnung und des Nachdenkens über Richard Sorge, nach Jahren des Studiums ungezählter Dokumente und Bücher über seinen Kampf, nach Jahren auch des Kampfes um die Bewahrung seines Andenkens in meinem Heimatland, den Lesern in der Deutschen Demokratischen Republik sagen:

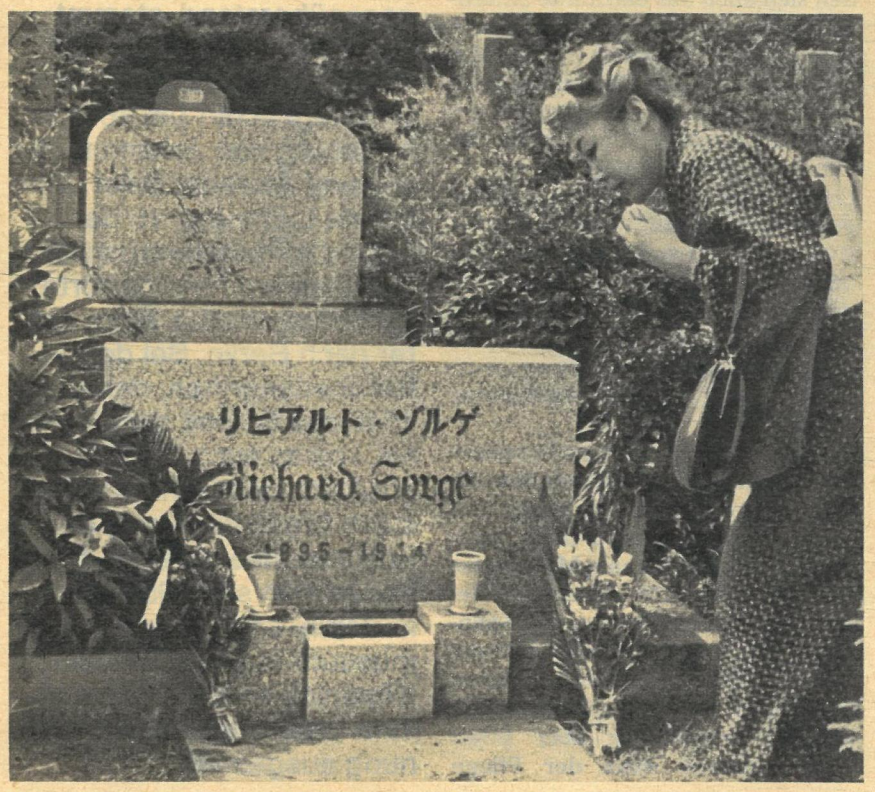
Richard Sorge hat mich, die ich jung war in jenen Jahren seines Wirkens in Japan und auch nur Ahnungen haben konnte von seiner gefahrvollen Tätigkeit, gelehrt, Fragen nach dem Woher von Kriegen zu stellen. Er, der ununterbrochen wissenschaftlich arbeitete und die Ursachen von Kriegen aufs genaueste kannte, erklärte mir mit wenigen Sätzen schon Ende der dreißiger Jahre, daß angesichts der Entwicklung in Deutschland und Japan ein weltweiter Krieg unvermeidlich sei. Sätze, die ich damals kaum richtig einzuordnen wußte. Sätze aber, deren Tragweite sich mir später, als ich mehr über Richards Arbeit erfuhr, voll erschloß. Sollte Japan Krieg gegen die USA führen, so sagte Sorge, werde eine japanische Niederlage unvermeidlich sein, da die USA ihrem Konkurrenten Japan überlegen seien. Und sollten die USA, so meinte er weiter, einen Krieg gegen die Sowjetunion vorbereiten, so werden sie Japan einzubeziehen versuchen. Das aber könne zur völligen Vernichtung Japans führen.

Diese Worte haben nichts von ihrer Bedeutung verloren. Auch heute weisen viele Entwicklungen in der Welt auf eine wachsende Kriegsgefahr hin. Manches mutet noch sehr viel gefährlicher an als in den dreißiger Jahren. Kernwaffenpotentiale von unglaublicher Vernichtungskraft sind aufgehäuft. Man muß gegen diese Gefahr etwas tun. Eine Analyse der heutigen Gefahr macht deutlich: stärker geworden sind die Kräfte, die sich der Bedrohung überall entgegenstellen. Richard Sorges Kampf ist dabei eine wichtige Erfahrung. Es war – auch wenn manche Autoren immer noch nicht aufhören, einen „Fall" Sorge konstruieren zu wollen – Friedenskampf. Und nicht nur für die Sowjetunion, sondern für alle Menschen. Sorge hat die Sowjetunion mit seinen Mitteln verteidigt, hat den Sozialismus verteidigt, und das war sein mutiger Kampf für den Frieden in der ganzen Welt.

Richard Sorges Wirken ist in Büchern, die in der Sowjetunion und in der DDR zum Beispiel erschienen sind, gewürdigt worden. Eine ausführliche japanische Dokumentation, die auch die Vernehmungsakten enthält, gibt Auskunft darüber, wie Sorge zu seinem Kampf, zu seinem Leben stand. In meinem Buch „Der Mensch Richard Sorge" habe ich versucht, Persönliches hinzuzufügen zu dem Bild, das man sich von Richard Sorge macht. Denn das ist mir wichtig: die ganze Wahrheit zu sagen über solche Menschen, die selbst in schwierigsten Zeiten entschlossen für den Frieden eingetreten sind. Klugheit, Wissensdurst, unermüdlicher Fleiß, eine unvergeßliche tiefe menschliche Wärme, Hingabe an das selbstgestellte Ziel – das alles hat Sorge befähigt, Mitkämpfer zu finden für seinen Kampf.

Erinnerung an Richard Sorge – sie ist mir lebendig auch und vor allem, weil sie mir Lebenskraft gibt. Und die Überzeugung, daß es gelingen muß, einen neuen Weltkrieg zu verhindern.

Fotos: Wolfram Adolphi (1), FW-Archiv



Hanako Ishii am Grabe Richard Sorges 1964 auf dem Tama-Friedhof in Tokio

Einladung zum L

Dr. Günter Schade Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin

Am Ende des faschistischen Krieges – am Tage der Befreiung – bot die weltbekannte Museumsinsel mit ihren architektonisch bedeutsamen Gebäuden und den kostbaren Sammlungen im Herzen Berlins ein Bild des Chaos und des Grauens. Sämtliche Museen waren durch Brand und Bombentreffer weitgehend zerstört. Kostbarkeiten wie das berühmte Markttor von Milet und die Fassade des Wüstenschlosses Mschatta lagen verheert in den Schuttmassen heruntergebrochener Trümmer. Erhalten geblieben waren nur Teile der fest eingemauerten Architekturdenkmale und in die Keller verlagerte Kunstwerke. An eine fachgerechte Aufstellung, an Restaurierung oder gar an öffentliche Ausstellung konnte man angesichts der starken Zerstörungen nicht denken. Welchen Gefahren die Schätze in dieser Zeit ausgesetzt waren, zeigt der „fünf Minuten nach zwölf" von faschistischen Werwolfgruppen im Auslagerungsdepot der Museen, dem Flakturm am Friedrichshain, gelegte Brand. Eine große Zahl bedeutender Werte der Menschheitskultur ist ihm zum Opfer gefallen. Nur der sofort einsetzenden mutigen Rettungstat sowjetischer Soldaten ist es zu danken, daß aus diesem Bunker noch einige Werke geborgen werden konnten. Darunter befanden sich auch das berühmte „Eisenwalzwerk" von Adolph Menzel und der nahezu tausend Jahre alte Goldschmuck der Kaiserin Gisela. Viele der von dort in Sicherheit gebrachten Kunstschätze tragen für immer Spuren des Brandes.

Dieser Rettungstat folgte die Bergung der Kulturgüter aus den Ruinen der Berliner Museumsinsel und aus den ungeschützten Verlagerungsorten überall im Lande. In den Museen der Sowjetunion, in Moskau, Leningrad und Kiew, wurden sie der Obhut von Fachleuten übergeben.

1955 und 1958 kehrten sie in unsere Museen zurück. Die Garantien für eine sichere Bewahrung waren nun gegeben. Ich erinnere mich noch sehr deutlich – damals Mitarbeiter des Museums für Deutsche Geschichte – mit welch innerer Spannung und welcher Freude wir die aus der UdSSR zurückgekehrten Schätze in Empfang nahmen. Wie erstaunt waren wir über ihren guten Zustand dank der Pflege durch unsere sowjetischen Kollegen. Was sowjetische Soldaten und Kunstexperten für die Rettung und Bewahrung unseres Berliner Museumsgutes in der schweren Nachkriegszeit getan haben, geschah in gleicher Weise auch mit den Kostbarkeiten der Dresdner Museen. Unvergessen ist die Rettungstat des Oberleutnants Lutschuweit, der die Schlösser und Gärten von Potsdam-Sanssouci 1945 unter den besonderen Schutz der Roten Armee stellte und als Parkoffizier in schwerster Zeit um ihre Erhaltung und Instandsetzung rang.

„Weltschätze der Kunst – der Menschheit bewahrt" wird eine Sonderausstellung heißen, die die Staatlichen Museen zu Berlin anläßlich des 40. Jahrestages der Befreiung vom Faschismus im nächsten Jahr im Alten Museum am Lustgarten veranstalten. Mit der Präsentation von Kunstschätzen aus Museen Berlins, Dresdens, Potsdams, Dessaus, Gothas und anderer Städte wollen wir Museologen der historischen Befreiungstat der Sowjetunion gedenken, einer Tat, der wir auch die Bewahrung wertvollster Kunst- und Kulturgüter unseres Landes verdanken. Einige solcher Kostbarkeiten aus den Staatlichen Museen zu Berlin möchten wir Ihnen in den nächsten Heften der FREIEN WELT auf diesen Seiten vorstellen.

Der Entwurf zum großen Silberbuffet, das im Berliner Schloß dem Königsthron gegenüberstand, stammt von Andreas Schlüter. Gefertigt wurde das vielteilige Barockgeschirr um 1698 in Augsburg von Johann Ludwig und Albrecht Biller. Eine zweite Lieferung, zu der auch die Pastetenbüchse auf unserem Foto gehörte, kam etwa dreißig Jahre später nach Berlin. Bei den Bombenangriffen, denen 1945 das Schloß zum Opfer fiel, wurde auch die Konstruktion des Buffets zerstört. Die Gefäße, von der Sowjetarmee gerettet, befinden sich seit 1958 wieder in Berlin. Im Kunstgewerbemuseum auf der Schloßinsel Köpenick sind sie heute in ihrer ursprünglichen Anordnung ausgestellt.

Lustgarten

Fotos: Detlef Christel, Werner Schulze

Front-romanze

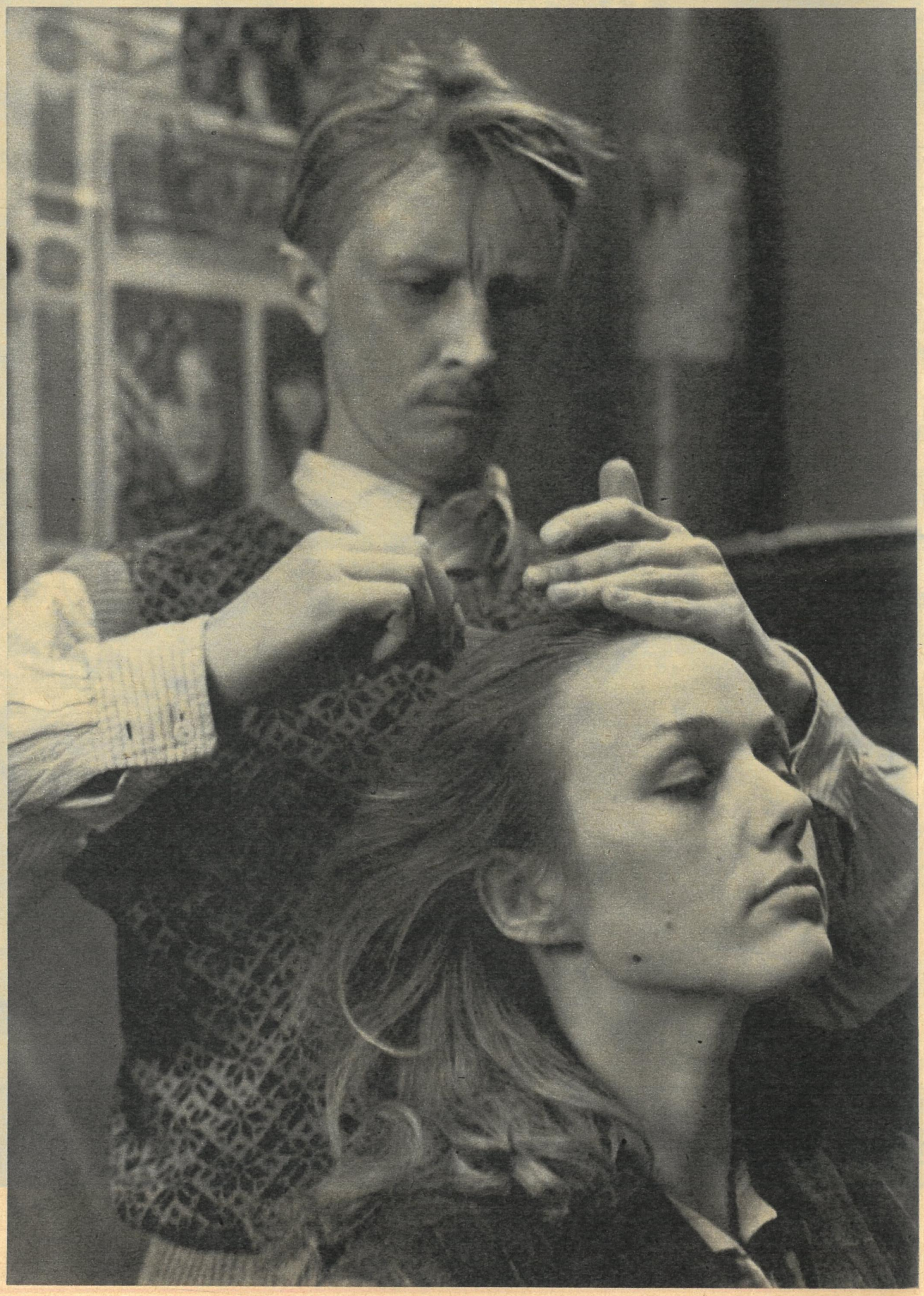
Vor der festlichen Premiere in Berlin

„Piroggen, Piroggen, frisch und heiß", hörte Pjotr Todorowski – heute ein namhafter sowjetischer Filmregisseur – nach dem Kriege in Moskau eine junge Straßenverkäuferin rufen, die er wiedererkannte. Sie war an der Front die Geliebte eines Bataillonskommandeurs. Jetzt sah die Frau sehr verändert aus. Was war mit ihr geschehen? Diese Episode ließ den damaligen Studenten offensichtlich nicht mehr los, und so entstand der Film „Frontromanze", der das erdachte Schicksal dieser Frau behandelt. Todorowski selbst hat das Drehbuch geschrieben.

Der Film beginnt mit Szenen an der Front. Der Soldat Sascha Netushilin weiß vom innigen Verhältnis der Sanitäterin Ljuba zu dem Bataillonskommandeur. Aber in Sascha geht etwas Seltsames vor, er verliebt sich in diese Frau, obwohl die Kameraden spotten, weil es eine hoffnungslose Liebe ist. – Bis dahin die Vorgeschichte, die eigentliche Handlung spielt in den Nachkriegsjahren in Moskau.

Sascha, Student und nebenbei Filmvorführer, ist inzwischen mit der Lehrerin Vera verheiratet, beide verstehen sich, leben zufrieden. Eines Tages sieht Sascha eine grell lachende Piroggenverkäuferin bei winterlicher Kälte auf der Straße. Ist das nicht Ljuba, die ehemalige Sanitäterin? Er staunt, er wartet, macht Annäherungsversuche, kommt mit seiner Jugendliebe ins Gespräch und erfährt, daß der Bataillonskommandeur gefallen ist, Ljuba eine Tochter von ihm hat. Durch den Krieg ist sie ohne Beruf geblieben, allein mit dem Kind, auch ohne ein eigenes Zuhause. Sascha begreift, warum aus der damaligen Schönheit eine verhärtete, beinahe ordinäre Frau geworden ist. In ihm erwachen die alten Gefühle, er möchte Ljuba helfen. Er trifft sich mit ihr, was vor Bekannten und seiner Frau nicht verheimlicht werden kann. Aber Vera ist taktvoll. Eines Tages bricht für Sascha eine Welt zusammen – Ljuba hat geheiratet...

Pjotr Todorowski, 1925 geboren, ging als 18jähriger an die Front, befreite mit Truppenteilen der Roten Armee die Westukraine, kam bis zur Elbe. Er kennt auch das Moskau in den Jahren nach dem Krieg, beendete 1954 als Kameramann sein Studium an der dortigen Filmhochschule. 1965 drehte er als Regisseur seinen ersten Spielfilm „Treue", der damals auch in den Kinos der DDR lief. Bekannt sind seine Filme „Städtische Romanze" (1970), „Das letzte Opfer" nach Alexander Ostrowski (1975) und „Warten vor dem Standesamt" (1981), erst kürzlich vom DDR-Fernsehen gesendet. Todorowski ist in der Sowjetunion als Künstler dafür geachtet, daß er moralisch-ethische Probleme mit feiner Empfindsamkeit aufzubereiten versteht, seine Menschen sind



XIII. Festival
des sowjetischen Films
in der DDR

Inna Tschurikowa (oben), zuletzt in der Titelrolle des in Moskau preisgekrönten Films „Wassa“ zu sehen, verkörpert hier eine verständnisvolle, fast verzeihende Ehefrau. Für die meisterliche Gestaltung ihrer Vera erhielt sie bei den Filmfestspielen in Westberlin 1984 den Darstellerpreis. Natalja Andrejtschenko als Ljuba mit Nikolai Burljajew als Sascha (links außen) und mit dem Bataillonskommandeur (links) in einer zärtlichen, merkwürdigen Liebesgeschichte: Leise und drastisch, traurig und komisch, realistisch, märchenhaft, bitter, ermutigend...

wirklichkeitsnah, erkennbar und verständlich. Die Zeit, die er in seinen Filmen schildert, ist stimmig in all ihren Details.

Der Regisseur analysiert seinen Film nüchtern als Melodram mit einem traditionellen Dreiecksverhältnis, das heißt hier: ein Mann zwischen zwei Frauen. Und doch vermochte er darin etwas anderes, Neues, Einmaliges zu erzählen. Denn durch die Bekanntschaft mit diesem romantischen, vielleicht ein wenig verschrobenen Sascha geht in Ljuba eine große Veränderung vor. Sie entdeckt sich selbst, beginnt wieder normal und glücklich zu leben. Ihre groben Manieren verlieren sich, und sie wird wie früher eine anziehende Frau. Und so wählt sie sich einen Mann, der zu ihr paßt, nicht Netushilin, für den sie Dankbarkeit empfindet. Dem Zuschauer wird klar – und darin liegt der Reiz und das Geheimnis des Films –, daß Ljuba durch Saschas Liebe und Aufmerksamkeit anders geworden ist. Sie hat das als menschliche Hilfe wahrgenommen.

Das Thema „Krieg und Liebe“, wenn man es knapp benennen will, war Gegenstand mehrerer Filme von Todorowski, in der „Frontromanze“ ist es nicht die Hauptsache. Er selbst läßt sogar offen, ob es sich bei Netushilins Verhalten zu Ljuba um Liebe oder um ein „Trugbild, eine Betörung der Sinne“ handelt. Er möchte auf etwas anderes hinaus: auf die schlimmen Folgeerscheinungen des Krieges, auf die Zerstörung der menschlichen Persönlichkeit, auch dann noch, wenn der Krieg vorüber ist. Und Todorowski möchte seinen Film aus dem Nachkriegs-Moskau an den heutigen Zuschauer weiterreichen, ihn zur Güte ermuntern. Er sagt: „Nicht am fremden Leid vorübergehen, einem Menschen helfen, dem das Leben übel mitgespielt hat – das gilt auch für unsere Zeit.“

Todorowski fand hervorragende Darsteller für sein Anliegen. Sehr viel hält er vom Talent Natalja Andrejtschenkos, der Ljuba im Film, und er meint, daß diese Rolle ihre großen schauspielerischen Möglichkeiten offenbart. Inna Tschurikowa (wir sahen sie zuletzt in dem preisgekrönten Film „Wassa“) macht aus ihrer Vera ein Kabinettstückchen, spielt tragikomisch eine häusliche Frau, die neben der schönen Konkurrentin bestehen möchte. Schließlich Nikolai Burljajew als Netushilin: ganz verzaubert von dieser Ljuba, einfach ein anständiger, gütiger Charakter.

„Piroggen, Piroggen, frisch und heiß“, mit diesen Worten einer Straßenverkäuferin nahm alles seinen Anfang. Daraus ist ein Film entstanden, der durch seine menschliche Wärme berührt.

Werner Pfelling

Fotos: Sovexportfilm

Das Atelier in der Petrowka 1923 (links) und seine kühn behütete Leiterin Olga (rechts); in einer Stummfilmrolle (unten)

Modezeichnungen aus der Zeitschrift „Atelier". Solche Kleidung wollte der Kreis, der sich um das Magazin und das Modehaus geschart hatte, in den zwanziger Jahren von den sowjetischen Frauen getragen sehen (oben). Olga Kaschtschenko heute, mit einem alten Heft der Zeitschrift für Mode und Kunst (ganz rechts)

Bei allem, was in der Mode heutzutage möglich und üblich ist, wollen uns die Figurinen aus den zwanziger Jahren so lächerlich nicht erscheinen. Olga Kaschtschenko, die man mit freundlicher Verehrung die große alte Dame – oder auch die Mama – der sowjetischen Mode nennt, schmunzelt verständnisinnig: „Schön, daß heute jede Frau tragen kann, was ihrem Stil entspricht – oder was ihr einfach Spaß macht." Und es darf ja wohl auch mal der Spaß am „historischen Kostüm" sein.

Als Olga Dmitrijewna sechzehn war und noch Senitschewa hieß, fand man andere Dinge wichtiger als ausgerechnet die Mode. Es waren die ersten Jahre nach der Revolution. Die Wirtschaft war arg von Bürgerkrieg und Intervention geschwächt… „Auch Majakowski hat unsere Träume nicht verstanden, die sowjetische Frau in schönen Kleidern zu sehen", erinnert sie sich. Es waren ja wirklich nur Träume, die das Arbeitermädchen und elegante Kleider miteinander verbanden. Wenn sie die Augen wieder öffnete und an sich herabsah: „Mantel aus grobem Uniformstoff und Schuhe mit Holzsohlen. Von Mode und Stil keine Rede." Vater Senitschew, Metallarbeiter, hatte eine neunköpfige Familie zu ernähren. Mehr als drei Grundschuljahre waren für seine Kinder vor dem siebzehner Jahr kaum möglich. Doch Olga war ausdauernd in ihrer Neugier, hatte sich einen Gymnasiumsplatz erkämpft. Dann brachte die Revolution alle Geister in Bewegung. Wer wollte da auf einem Gymnasium bleiben!

Als „Mama" sechzehn war

Olga meldete sich in der Schule zur „Organisation der künstlerischen Bildung" und im „Filmstudio Garden" gleichzeitig an, lernte recht passabel deutsch und französisch sprechen, arbeitete als Sekretärin der Moskauer Theaterverwaltung.

Anatoli Lunatscharski, auch Leiter der Theaterverwaltung, betraute den Backfisch mit einem unerhörten Auftrag: Die Sechzehnjährige sollte zum Komintern-Kongreß eine Industrieausstellung organisieren. Mit Hilfe von Künstlerfreunden löste sie erfolgreich ihre Aufgabe. Doch weitere Aufträge blieben aus, und nur von der Begeisterung konnte man auf die Dauer nicht leben. Wie fast alle in den damaligen Künstlerkreisen, lebte auch Olga nicht gerade üppig. Da reichte sie Lunatscharski ihr Projekt des ersten staatlichen sowjetischen Modeateliers und einer Zeitschrift für Mode und Kunst „Atelier" ein. Olga wurde die Leiterin. Künstler wie Vera Muchina, Kusma Petrow-Wodkin, Anna Achmatowa, Konstantin Fedin boten ihre Mitarbeit an. Die zu nehmenden Hürden waren praktischer Art. Stoffe, Pelze, Hutfilz, Knöpfe und Bänder ließen sich aus beschlagnahmten Lagern geflüchteter Kapitalisten beschaffen. Doch Geld hatte die Regierung nicht. Gehälter und Investitionen mußte das Modehaus in der Petrowka 12 selbst erwirtschaften. Die Premiere wurde zum Spektakel, von dem „ganz Moskau" sprach. Bekannte Schauspielerinnen als Mannequins verbanden die Moden- mit einer Bühnenshow, Tänzerinnen des Bolschoi zeigten Bewegungsstudien, die berühmte Neshdanowa sang Romanzen; Stars des Bolschoi, des Maly-Theaters und des MCHAT saßen im Publikum. Die Schaufenster mußten zugehängt werden, weil Menschenaufläufe die Straße versperrten. „Aus den Einnahmen der Eröffnung bestritten wir Miete, Materialkosten, Honorare und Gehälter für die ersten Monate. Unser Publikum war finanzkräftig", erinnert sich Olga Kaschtschenko, „doch das war auch unser Problem: Es dauerte Jahre, bis sich guter Geschmack in den breiten Massen durchsetzen konnte. Auch die Modeschöpfer mußten erst lernen, Mode für den Alltag zu gestalten. Ich konnte dieses Problem nicht lösen, da mußten andere kommen. Es traf sich gut, daß mir 1924 eine Filmrolle in ‚Die Feinde' nach Gorki angeboten wurde." Olga Kaschtschenko widmete sich später den Sprachen und leitete jahrelang den Lehrstuhl für Fremdsprachen am Polygraphischen Institut. Liebhaberin der Mode ist sie geblieben. „Mode 1921" und „Mode im 3. Jahrtausend" heißen die Kapitel, die sie gerade für einen Sammelband schreibt. Und sie weiß sich mit Chic anzuziehen. Ihre Farben sind Silbergrau und Schwarz mit Tupfern von Rosa und Weiß. Und unbedingt muß sie noch verraten: „Die Hosen für Frauen habe ich 1922 bei uns in Mode gebracht, allerdings als Arbeitskleidung mit Latz. Sie sind gar nicht gleich auf Gegenliebe gestoßen. Ich habe auch immer lieber Kleider getragen."

Elisabeth Klutschewskaja (Text)
Alexander Ptizin
(Fotos und Reproduktionen)

Ignát Herrmann

Maler ist nicht gleich Maler

Ignát Herrmann (1854–1935) arbeitete für mehrere satirische Blätter und gründete selbst die Zeitschrift „Švanda dudák", die es unter seiner Redaktion auf 40 Jahrgänge brachte. Darüber hinaus veröffentlichte Herrmann eine Reihe von Erzählungsbänden und Romanen, von denen einige später verfilmt wurden. Stoff für seine Satiren findet er vor allem in der Welt des tschechischen Kleinbürgers. Unsere Erzählung aus dem Jahre 1889 entnahmen wir in der Übertragung von Ludwig Richter dem im Verlag der Nation erschienenen Band „Ein Prager Sherlock Holmes".

In einer belebten Straße oben in der Prager Neustadt, schon nahe den Königlichen Weinbergen, steht ein breites und hohes Haus, einem Bienenstock nicht unähnlich. Mieter gibt es darin wie Bienen, und von früh bis spät, ja bis in die Nacht hinein reißt auf seinen Treppen, Gängen, Fluren, Sälen und Wohnungen das Getöse und Getümmel nicht ab; würde ein himmelhoher Riese sein gewaltiges Ohr dran legen, vernähme er wahrscheinlich ein ähnliches Geräusch wie ein kleiner gewöhnlicher Sterblicher an einem Bienenstock.

Wie viele Menschen in diesem Hause wohnen, das wissen nur der Hausherr und der Hausmeister und selbst sie vielleicht nur dann, wenn sie ihr Gedächtnis sehr, sehr anstrengen. Wir vermögen sie nicht zu zählen. Wir müßten dazu bei Nacht herkommen und selbst dann noch Ermittlungen anstellen, wer von den verehrten Bewohnern dieses menschlichen Ameisenhaufens in den Kneipen Zum Pansen oder Zu Laibls, in der Schwarzbrauerei oder Zu den vierzehn Gesellen sitzt.

Als ich einmal in diesem Gewirr von Gängen und Türen jemanden suchte, fielen mir zwei Namensschilder auf, die verrieten, wer hinter diesen Türen wohnte. Das eine hing in der ersten Etage, war aus geschliffenem Glas, schwarz unterlegt und verziert, und auf diesem dunklen Untergrund prangte in goldenen Lettern: Tadeáš Líbrcajt, Stubenmaler. Das andere Schild aus schlichtem Eisenblech, dessen brüchiger Überzug einstmals weiß gewesen, nun aber ziemlich vergilbt war, klebte an der Tür einer kleinen Wohnung in der dritten Etage und machte in ausgeblichener, abblätternder roter Schrift bekannt: Stanislav Rozvoda, akademischer Maler.

Es ist Samstag, ein schöner warmer Sommernachmittag. An den steinernen Torpfosten des Hauseingangs gelehnt, stand der ernste, würdige Bewohner eines dunklen Loches auf dem Hinterhof, hinter der Pumpe, nahe bei den Holzstößen. Es ist dies der Herr Kašpar Slupka, der selbstsichere Hausmeister dieser großen Menschenansiedlung, von der oben die Rede ist. Er raucht gemächlich seine Gipspfeife mit dem langen Stiel aus echter bosnischer Kirsche, die ihm sein Sohn aus dem Kriege mitgebracht hatte. Kašpar Slupka ist ein Schuster der guten alten Schule, aber sein Leben hängt nicht an dem bißchen Flickschusterei. Was er für sich und seine Familie benötigt, bringt ihm glücklicherweise sein Hausmeisterposten ein. Mit seinem Handwerk dient er nur den Parteien in „seinem" Hause, freilich beileibe nicht allen, nur jenen besseren Herrschaften, die entsprechend in bar zu zahlen vermögen. Deshalb kann er es sich auch leisten, schon Samstag nachmittag Hammer und Ahle beiseite zu legen, sich ein Pfeifchen zu stopfen und in seinen bunten, mit Wolle gefütterten Hausschuhen zum Tor zu schlurfen und bis in den Abend hinein auf die Straße zu glotzen. Das Haus hält seine Frau Anastasie sauber. Er schließt nur des Nachts das Tor auf. Auch diese Dienstleistung hatte er anfangs zur Hälfte seiner Frau überlassen, aber sie war zu gutmütig, und die „mieseren" Mieter blieben ihr den Obolus schuldig. Deshalb widmet er sich diesem wichtigsten Teile seines Amtes ganz allein, und wer auch immer nachts nach Hause kommt, trifft am Tor mit der gestrengen Erscheinung des Herrn Slupka zusammen, so wagt er nicht zu sagen: Heut habe ich kein Kleingeld – erst morgen… Er kramt in seinen Taschen herum und bezahlt das obligate Schließgeld.

Die Gestalten der Mieter und Mieterinnen, der Kinder und Dienstboten, der Lehrlinge und Bediensteten huschen an Herrn Kašpar vorüber, er aber schenkt kaum jemandem Beachtung. Nur wenn ab und zu ein ordentlicher Mantel erscheint, nimmt er seine Mütze mit dem Emailleschild ab und gibt einen lässigen bis ehrerbietigen Gruß von sich, je nachdem, in welche Etage der Mieter gehört und wieviel Zimmer er bewohnt. Im übrigen ist seiner Meinung nach wenig Noblesse in diesem Hause.

Von der Steintreppe und gleich danach auch schon im Durchgang sind selbstsichere Schritte zu hören, die sich dem Tor nähern. Herr Slupka dreht sich um und nimmt seine Tabakspfeife aus dem Mund. Er kennt diesen Gang. Noch ist der Mieter acht Schritt von ihm entfernt, da zieht Slupka schon die Mütze und grüßt ehrerbietig: „Einen schönen guten Nachmittag, gnädiger Herr…" Der gnädige Herr, ein großer, korpulenter, rotbäckiger Mann in weißer Weste, an der eine massive goldene Kette baumelt, hebt seine fleischige Rechte an den Hut, berührt mit dem Zeigefinger, an dem er einen schweren Siegelring trägt, die Hutkrempe und dankt generös:

„Servus, Slupka, Servus!"

Und dann bleibt er für einen Moment stehen und fragt: „Wird's regnen? Was meinen Sie?"

„Heute bestimmt nicht mehr, gnädiger Herr, heute nicht mehr!" antwortet Slupka dienstbeflissen und sichtlich erfreut darüber, daß ihn der gnädige Herr mit einer Frage beehrt.

„Das hält bis morgen an!"

„Wenigstens bis Mitternacht, damit ich trocken heimkomm", wünscht sich der beleibte Herr und tippt, bevor er vors Tor tritt, noch einmal mit dem Zeigefinger an die Hutkrempe.

Noch vor diesem bedeutenden Manne war Matej Rokyta gekommen, der Trödler vom Nebenhaus, und hatte sich an den anderen Torpfosten gelehnt; er kommt hierher, sobald er Slupka im Tor stehen sieht, um sich mit ihm zu unterhalten. Auch er grüßte den Herrn mit stummem Kopfnicken und schob seine flache Mütze etwas nach hinten, als der gnädige Herr vorbeiging, dann wandte er sich an Slupka und sagte halblaut, so daß es der Herr nicht mehr hören konnte:

„Dem Herrn Líbrcajt, dem gedeiht's, was?"

„Das will ich meinen", antwortete darauf Slupka mit Nachdruck und voller Stolz, einen solchen Mieter zu haben. „Der? Der malert doch in ganz Prag – der hat nicht mal soviel Farbe, um alles machen zu können, was man von ihm will. Der steht sich gut, mein Lieber. Wenn er wollte, hätt er sich die Bude hier längst kaufen können – er hat in der ersten Etage vier Zimmer und hält sich ein Dienstmädchen und 'ne Köchin. Aber was soll er sich mit den Mietern und dem Steueramt herumschlagen! Was er hat, hat er auf der Kasse, da kann ihm niemand reingucken. Der malert aber auch! Farben wie Feuer, alles nagelneue Büchsen, und in Durchfahrten und Treppenhäusern malt er jetzt sogar Landschaften – wie die Degorationen im Theater…"

Er spuckte auf die Straße, rückte sich die Mütze auf dem Kopf zurecht und fügte hinzu: „Das glaub ich schon, daß es bei dem flutscht. Der versteht sich aber auch auf sein Fach…"

Er hatte noch nicht ganz zu Ende gesprochen, da ertönten erneut Schritte aus dem Hausinnern. Wieder kam einer die Treppe herunter, ein Mann von mittlerem Wuchs, hager, in geknittertem Leinenanzug. Eine Kette baumelte nicht an seiner Weste, aber er trug eine breite Schleife und auf dem Kopf einen schwarzen Hut mit breiter Krempe. Sein Gesicht war knochig und von dünnem kastanienbraunem Haar umrahmt. Die schwarzen Augen wirkten irgendwie eingefallen, aber schön und ausdrucksvoll. Sein Gesicht drückte Sorge aus, hier und da blinzelte eine Falte, obwohl der Mann gerade erst über dreißig war. In der Rechten hielt er einen verschossenen Sonnenschirm, die Linke preßte eine Mappe mittlerer Größe, an der zwei, drei Bänder fehlten, an die Hüfte. Leichten Schrittes durchquerte er die Tordurchfahrt.

Herr Kašpar Slupka schaute nur halb hin, wer es wohl sei; auf einmal verschwand aus seinem Gesicht der wohlgefällige Ausdruck, den es angenommen hatte, als er mit Herrn Líbrcajt sprach. Wie immer, wenn er auf „miesere" Mieter herabblickte, machten sich nun in seinen Zügen Geringschätzigkeit und Verächtlichkeit breit. Dennoch griff er auch diesmal zur Mütze mit dem Emailleschild und brummte mehr für sich als dem Vorbeigehenden zum Gruß: „Gott geb 'nen guten Abend…"

Und hielt inne. Es widerstrebte ihm, „gnädiger Herr" hinzuzufügen, zugleich genierte er sich aber,

nur den Namen zu sagen. „Habe die Ehre, Herr Hausmeister", sagte mit voller Stimme der Mann mit der Mappe und schwenkte tief den breitkrempigen Hut. Dann blieb er einen Moment im Tor stehen, als überlege er, auf welche Seite er gehen wolle, bevor er mit langen Schritten nach rechts abbog.

„Als ob er nicht wüßte, wie ich heiße", brachte Kašpar Slupka verärgert hervor, als der Mann vorüber war.

„Ist das ein Neuer?" fragte Rokyta. „Der wohnt wohl hier noch nicht lange?"

„Ich hab's Ihnen doch gesagt, daß wir seit Quartalsende 'nen neuen Mieter haben", antwortete Slupka. „Das ist er! Aber wie lange der hierbleiben wird, weiß ich nicht."

„Was is'n das für einer?" hakte der Trödler nach.

„Ein gewisser Rozvoda, auch 'n Maler", führte Slupka weiter aus. „Er hat so ein schäbiges Türschild, da steht drauf: agademischer Maler..."

„Malt der auch Stuben?" fragte Rokyta.

„Ach woher!" krächzte Slupka verächtlich. „Der und Stuben! Dem würd ich nich mal 'ne Küche anvertrauen. Lauter Hampelmänner malt er, höchstens gut für Kinderbücher. Ansonsten ist er ein Hungerleider. Was der mitgebracht hat, geht auf 'ne Expreßdroschke. 'nen Sessel, 'nen Diwan – nicht der Rede wert. Alles Gerümpel, als ob ihm ein Tischler seine Reparaturstücke vererbt hätte. 'nen Armvoll. Und doch ist er in der dritten Etage eingezogen. Ich hätt den ja nicht genommen, der Hauswirt brachte ihn selber angeschleppt – etwas malt er ihm wohl auch. Aber Gott weiß, wie das mit der Miete aussehen wird! Ja, Nachbar, Maler ist nicht gleich Maler. Der kann sich doch überhaupt nicht mit Herrn Líbrcajt messen. Der soll mir mal so 'nen Durchgang machen, wie der Herr Líbrcajt dorten dem Architegen Janda gemalert hat. Soll er mal! Hut ab, wenn er's zuwege bringt!"

Der Trödler Rokyta hörte Slupka andächtig zu, er hing geradezu an seinen Lippen, hüstelte, senkte für einen Moment den Kopf, richtete ihn aber sogleich wieder auf und sagte voller Bedauern zum Nachbarn: „Weiß der Teufel, wie sich einer so ein miserables Handwerk aussuchen kann. Wahrscheinlich taugt er selber nicht viel, wenn er es nicht so weit wie Herr Líbrcajt gebracht hat. Jeder hat auch nicht den Grips dazu..."

„Ach Gott, ach Gott", ließ sich Slupka vernehmen und spuckte auf die Straße. „Kein Vergleich mit Herrn Líbrcajt. Der hat acht Gehilfen – und der arme Kerl pfuscht allein herum..."

Eine Woche war seit dem Tag vergangen, an dem Matej Rokyta erstmals den Maler Stanislav Rozvoda gesehen hatte. Immer wieder mußte er an das Wort denken, das Slupka gebraucht hatte, als er von Tadeáš Líbrcajts beklagenswertem Berufskollegen gesprochen hatte. Zu gern hätte Rokyta gewußt, was ein „agademischer" Maler ist, doch genierte er sich, so direkt danach zu fragen, vor allem jemanden, der es ihm hätte mit Sicherheit sagen können. Matej Rokyta hatte nämlich eine hohe Meinung von seiner Bildung und glaubte sich etwas zu vergeben, wenn er sich anmerken ließe, daß er selber nicht wußte, was „agademisch" bedeutet. An diesem Tage hatte er schon zweimal Anlauf genommen, es herauszukriegen, beim Selcher nebenan und beim Sattler gegenüber. „Was ich Ihnen schon immer mal sagen wollte", schaltete er sich geschickt ins Gespräch ein, „ich habe da mit jemandem über einen agademischen Maler gesprochen. Aber niemand wußte so recht, was für ein Maler das ist. Jeder verstand was andres darunter." Während er sprach, schaute er gescheit in die Ecke oder dem Nachbarn über die Schulter und wartete darauf, daß der Angesprochene sagen würde: „Na, das ist ja wirklich gut! Das ist doch so und so!"

Aber er täuschte sich. Weder der Selcher noch der Sattler hatten eine Erklärung parat. Der Selcher schaute Rokyta nur an und meinte: „Hm, so ist das eben, in solchen Sachen kennt sich kaum einer aus. Jeder nimmt das verschieden auf. Es kommt ja auch darauf an, was so ein agademischer Maler malt."

Der Sattler hingegen erwiderte: „So eine Dummheit, das versteht sich doch von selbst, was ein agademischer Maler ist..." Der Trödler Rokyta wartete noch eine Weile, ob der Sattler auch noch hinzufügte, wie sich das eigentlich verhalte, aber als Meister Jahoda verstummte, und, den Kopf über einen starken Riemen geneigt, mit der Ahle den Riemen auf dem Bock durchbohrte und schließlich auch noch vernähte, bemerkte er nur: „Das ist auch meine Rede..."

Und so war Rokyta nach einer Woche Grübelei und Nachspürerei genauso schlau wie vorher.

Währenddessen ging Herr Líbrcajt tagtäglich seine Gesellen beaufsichtigen, und auch der Maler Rozvoda schritt mit seiner Mappe an Rokytas Laden vorbei. Der Trödler sah beiden hinterdrein, dem stattlichen Meister Líbrcajt voller Bewunderung und Neid, dem Maler Rozvoda voller Bedauern. Der arme Kerl „pfuscht allein herum!", wie Hausmeister Slupka so schön gesagt hatte. Aber bald darauf geschah etwas, was Rokyta in höchstem Maße verwunderte, Slupka hingegen ungemein aufbrachte, ein Wunder, daß ihn nicht der Schlag traf.

Es war am Sonnabend darauf, also genau eine Woche später, kurz vor Mittag, als die Tür der Hausmeisterwohnung aufflog und Matej Rokyta hereingestürzt kam. Herr Kašpar Slupka blickte von seinem Leisten auf und staunte nicht schlecht, als er seinen Nachbarn zu solch ungewöhnlicher Stunde bei sich auftauchen sah. Die beiden Philosophen trafen sich zwar regelmäßig, doch lediglich am Tor.

Der Trödler brachte kaum einen Gruß hervor, schon sprudelte es aus ihm heraus: „Warten Sie, Herr Nachbar, sagen Sie mir, spinne ich oder nicht! Ich hab den Namen von neulich vergessen, aber ich glaube, er ist es..."

„Was ist denn eigentlich los?" fragte Slupka von seinem Platze aus.

„Das werden Sie gleich sehen!" spannte ihn Rokyta auf die Folter. „Stehen Sie nur auf und kommen Sie – die Augen werden ihnen übergehen!"

Slupka ließ sich nicht gern überrumpeln, widersetzte sich diesmal aber nicht; er stand auf, zog das Jackett über die Weste, setzte sich die Mütze mit dem Emailleschild auf und ging hinter Rokyta her, der ungeduldig den Hof überquerte, die Durchfahrt durcheilte, vor dem Hause nach links abbog, um schließlich zwei, drei Häuser weiter unten stehenzubleiben, wo der Buchhändler Harapát seinen Laden und gleich daneben seine Werkstatt hatte. Hinter den drei Fenstern waren verschiedene Zeitschriften ausgehängt, die Harapát so nebenbei vertrieb, wie er auch Kalender, Schulbücher, Traumbücher, Heiligenbilder, Speisekarten usw. verkaufte. Hinter den Werkstattfenstern waren die neuesten Nummern der Illustrierten ausgelegt, vom gestrigen Freitag oder vom heutigen Sonnabendmorgen.

„Wohin zum Teufel führen Sie mich denn eigentlich!" schrie Slupka beinahe böse Rokyta an.

„Reden Sie nicht, gucken Sie nur!" antwortete Rokyta hastig, faßte den Hausmeister an der Schulter und zog ihn näher ans Fenster heran, dann zeigte er mit der Hand auf eine der zur Ansicht für die Vorübergehenden ausgelegten Illustrierten und sagte: „Gucken Sie genau hin – kennen Sie den?"

Slupka sah sich die Abbildung, das Porträt, aus der Nähe an, dann trat er einen Schritt zurück und musterte es noch einmal aus dieser Perspektive, wieder rückte er mit dem Kopf näher, schob sich die Mütze in den Nacken, als störe sie ihn, dann brachte er ganz langsam heraus: „Na, zum Donnerwetter – das da, das ist doch unser Mieter aus der dritten Etage – dieser Maler da – der Rozvoda..."

„Ja, der Rozvoda", triumphierte Rokyta, „da steht's gedruckt" und verwies mit dem Finger auf die Bildunterschrift. „Und ob, Rozvoda! Da steht auch noch was über ihn...", er zielte mit dem Zeigefinger auf eine Druckspalte auf der Nebenseite der Illustrierten. Es handelte sich um einen 50zeiligen Begleittext zum Porträt Stanislav Rozvodas.

Slupka rückte wieder näher an die Scheibe heran und buchstabierte mühsam einzelne Worte dieses Textes: „Einer unserer besten Maler – seine originellen Schöpfungen erfreuen sich allgemeiner Wertschätzung... Seine Zeichnungen – Glanzpunkte unserer führenden Illustrierten – Rozvodas Ruhm reicht schon über die Landesgrenzen hinaus... Sein letztes großes Gemälde – es wurde nach Deutschland verkauft – konnte leider Prag nicht erhalten bleiben, wäre für die Stadt eine Zierde gewesen... Er steht... in voller Schaffenskraft und wird... geb's Gott... noch lange kreativ sein... zum Ruhme seines Namens... und der tschechischen... Malerei..."

So entriß Slupka dem Text, immer fünf, zehn Zeilen überspringend, Worte und Sätze, schließlich verstummte er. Rokyta weidete sich an der Überraschung des Hausmeisters, und als dieser aufhörte zu buchstabieren, fragte er ihn erschüttert: „Was sagen Sie dazu, Nachbar?"

Slupka starrte eine Weile auf das Bild und den Text daneben, rückte am Ende seine Mütze zurecht, spuckte aus und preßte verächtlich zwischen den Zähnen hervor: „Was ich dazu sage? Alles Schwindel. Selber wird er sich dort reingebracht haben – der Pechvogel, der –, und das Inserat da hat er doch auch selber geschrieben!"

Und dann, als ob er sich besänne, drehte er sich auf einmal zu Rokyta um, blickte ihn wutentbrannt an und geiferte: „Wenn einer in die Zeitung gehört, dann Herr Líbrcajt. Der hätt's schon lange verdient, und auf einen Zehner käm's ihm wohl auch nicht an..."

Gemächlichen Schrittes kehrten die biederen Nachbarn zu ihrem Haus zurück, und als sie beim Tore anlangten, blieb Slupka stehen und sagte halblaut zum Trödler: „Merken Sie sich das: Dieser ‚Rühmling' da wird nicht lange in diesem Hause bleiben! Wohltaten wird er hier jedenfalls nicht vollbringen, das läßt Herr Líbrcajt bestimmt nicht zu – einer von beiden muß 'raus. Und nicht Herr Líbrcajt – der hält sich vier Zimmer, solche Mieter sind selten..."

„Und Maler auch!" fügte der Trödler Rokyta tiefsinnig hinzu. Dann ging jeder seines Wegs.

Als Stanislav Rozvoda, die Mappe unterm Arm, gegen Abend das Haus verließ, murmelte Slupka zwar ein Wort zum Gruß, die Hand zur Mütze hob er jedoch nicht. Auch Rokyta blieb wie angewurzelt am Torpfosten stehen und beschäftigte sich intensiv mit seiner Tabakspfeife, er tat so, als sähe er den Maler gar nicht. Bis Rozvoda hinter der Ecke verschwand, verfolgten ihn voller Verachtung zwei Augenpaare, und darunter kreiste ein stupides Lächeln.

HUMOR ★ Dauerbrenner

Feuerwehrmann
Im Sommer traf ich ihn am Strand,
ich glaub, er kam aus Damme.
Er hatte einen großen Brand
und eine kleine Flamme. Gelöscht hat
er in einer Bar
den Brand mit viel Verlangen;
die kleine Flamme aber war
alleine ausgegangen.

R. Pöhlig

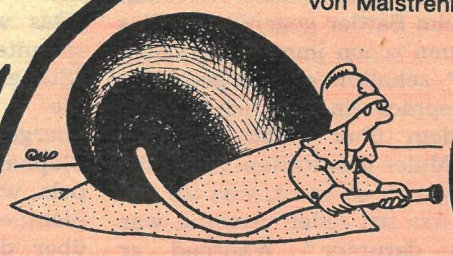
2 Wochenspruch

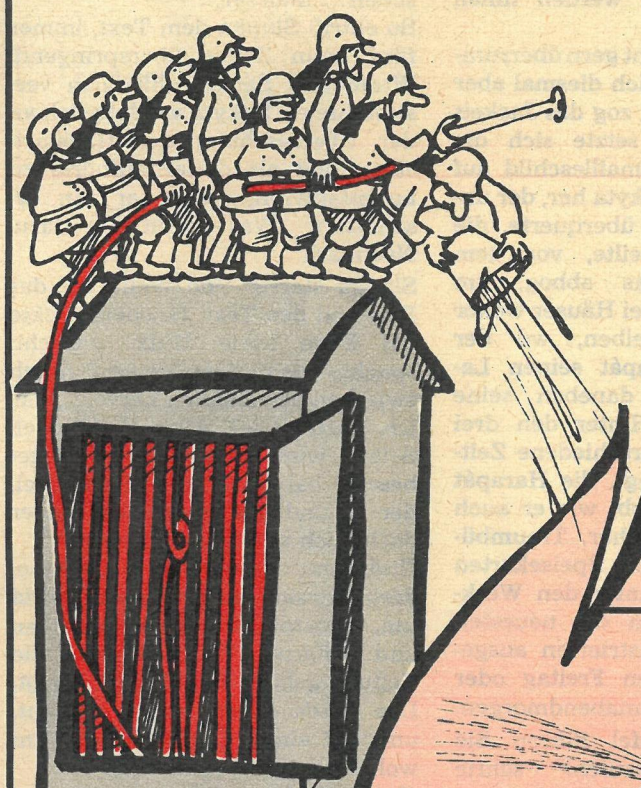
Wenn einer erst mal richtig Feuer gefangen hat, möchte er um keinen Preis gleich wieder gelöscht werden.

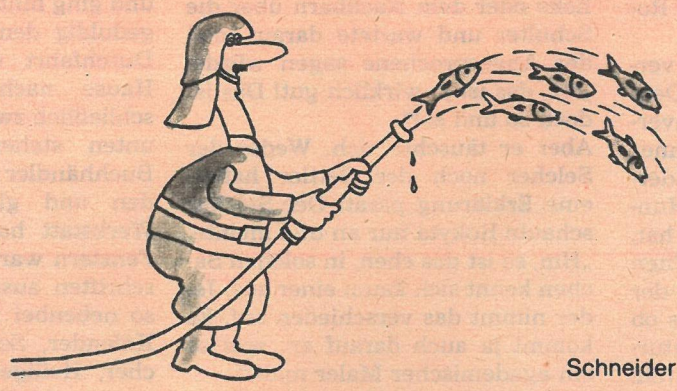
Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Steinach

Der große Schaumschlägerschneck.
von Maistrenko







Schneider

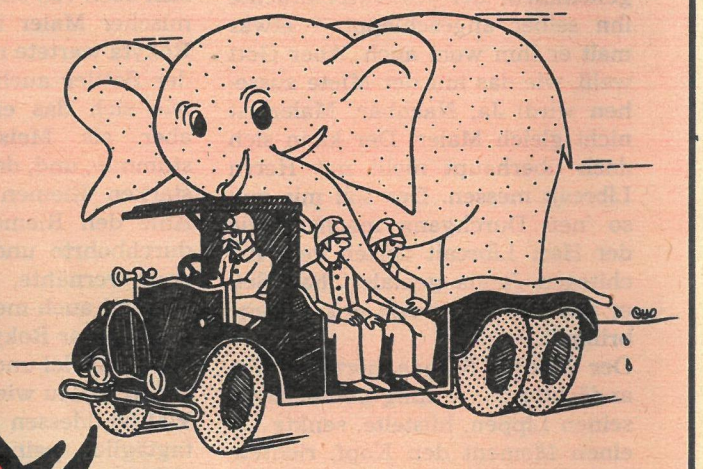
Zündhaftes

Liebeszorn ist neuer Liebeszunder.

Änderungen von Gewohnheiten sind meist Feuermelder der Liebe.

Feuerwehr löscht nicht der Liebe Feuer.

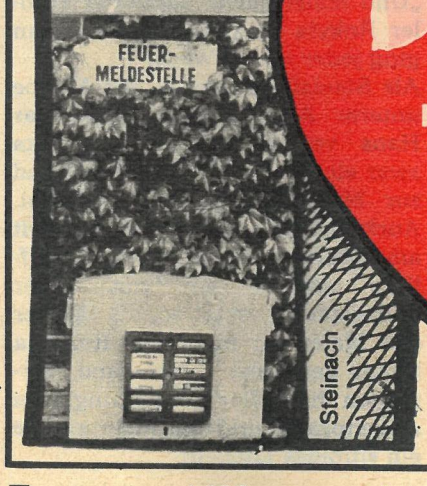
Steger



Maistrenko, Leningrad

Liebesfeuer
Eine Liebe
brennt dann,
wenn das Gefühl
dem Verstand
immer ein
bißchen
voraus ist.

In der Liebe
wird aus Feuer
und Flamme
leicht Schall
und Rauch.



Steinach

Auch ein Feuerwehrmann kann Feuer und Flamme sein.

G. W. Heyse

Der Funke ist der Embryo der Flamme.

Sie stiftet
Brände und
bietet sich zum
Löschen an.

Manuel Semenow

Legende vom Skorpion

Es gibt so viele mündliche und schriftliche Überlieferungen über die ungeheure Selbstbeherrschung des Skorpions. Wenn er von allen Seiten von Feuer umgeben ist, sticht er sich selbst mit seinem giftigen Stachel, um dem Tod in den Flammen zu

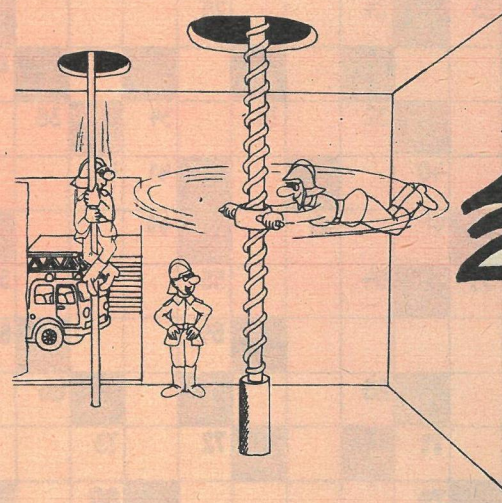
Ein Blasebalg nennt den anderen Windbeutel. deutsch Wegen eines Flohs verbrennt mancher sein Deckbett. bulgarisch

Feuer und Wasser sind gute Diener, aber schlechte Herren. Arbeit

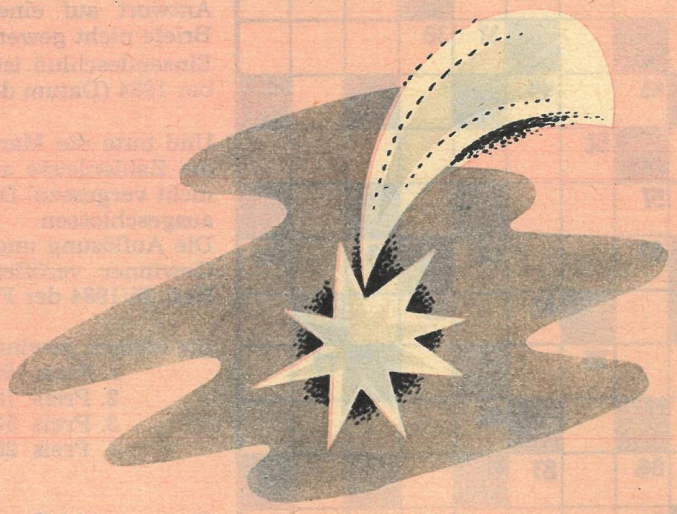
Das Feuer und die Kinder muß man am meisten hüten. sorbisch

Anbete du das Feuer hundert Jahr;
Dann fall hinein, dich frißt's mit Haut und Haar.
Goethe

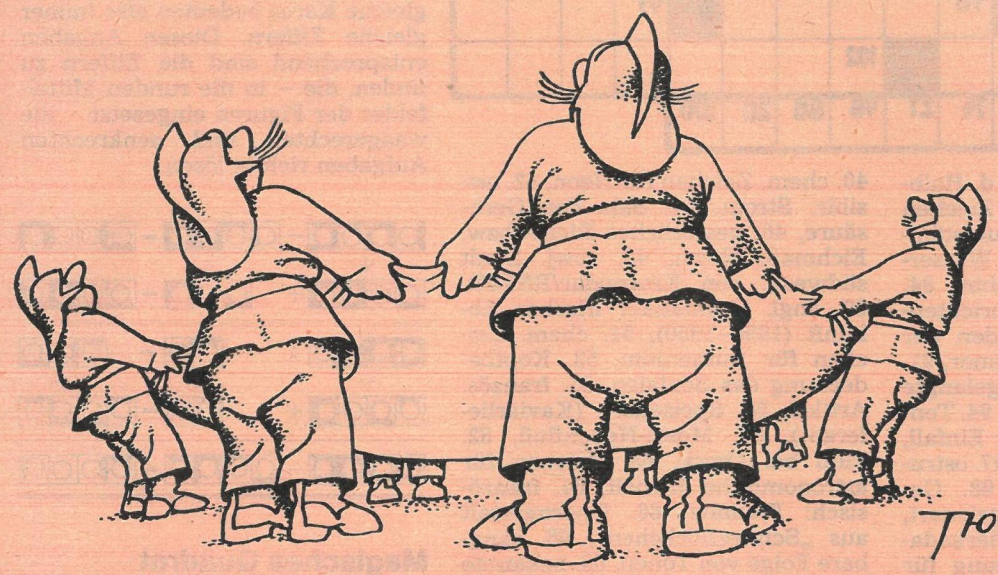
Steger



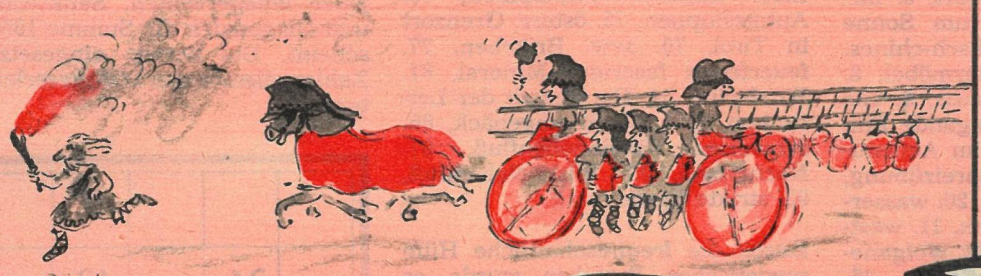
Tjunin, Moskau



Gesundheit im Alter ist wie ein Herd voller Glut.



Kossobukin, Kiew



Dorck

Dörck

entkommen. Diese ungeheure Geschicklichkeit des Skorpions ist wohl manchen zu Ohren gekommen. Aber nicht alle wissen, wie es zu dieser außergewöhnlichen Erscheinung gekommen ist. Ich will es erzählen:

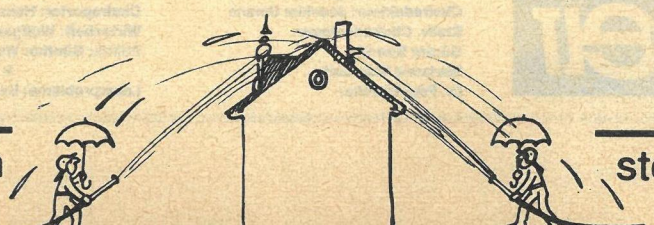
Es kam tatsächlich einmal zu dieser kritischen Situation, als sich der Skorpion in einem Feuerring befand. Er verhielt sich dabei so wie jeder andere Vernünftige sich verhalten hätte: Er rief die Nummer 112 an, um Hilfe zu erhalten. Aber zu seinem Unglück rüstete die Feuerwehr gerade zu einer Übung. Es herrschte großer Lärm, und der Anruf wurde überhört. Als man das Feuer bemerkt hatte und am Brandort anlangte, war das Unglück schon geschehen.

Und so blieb es. Lodert eine Flamme auf, gerät der Skorpion in Panik: „Wieder werden diese Taugenichtse, diese Liederjane den Hörer nicht abnehmen!"

Es kommt zu der uns bekannten Entscheidung: er stirbt vom eigenen Gift.

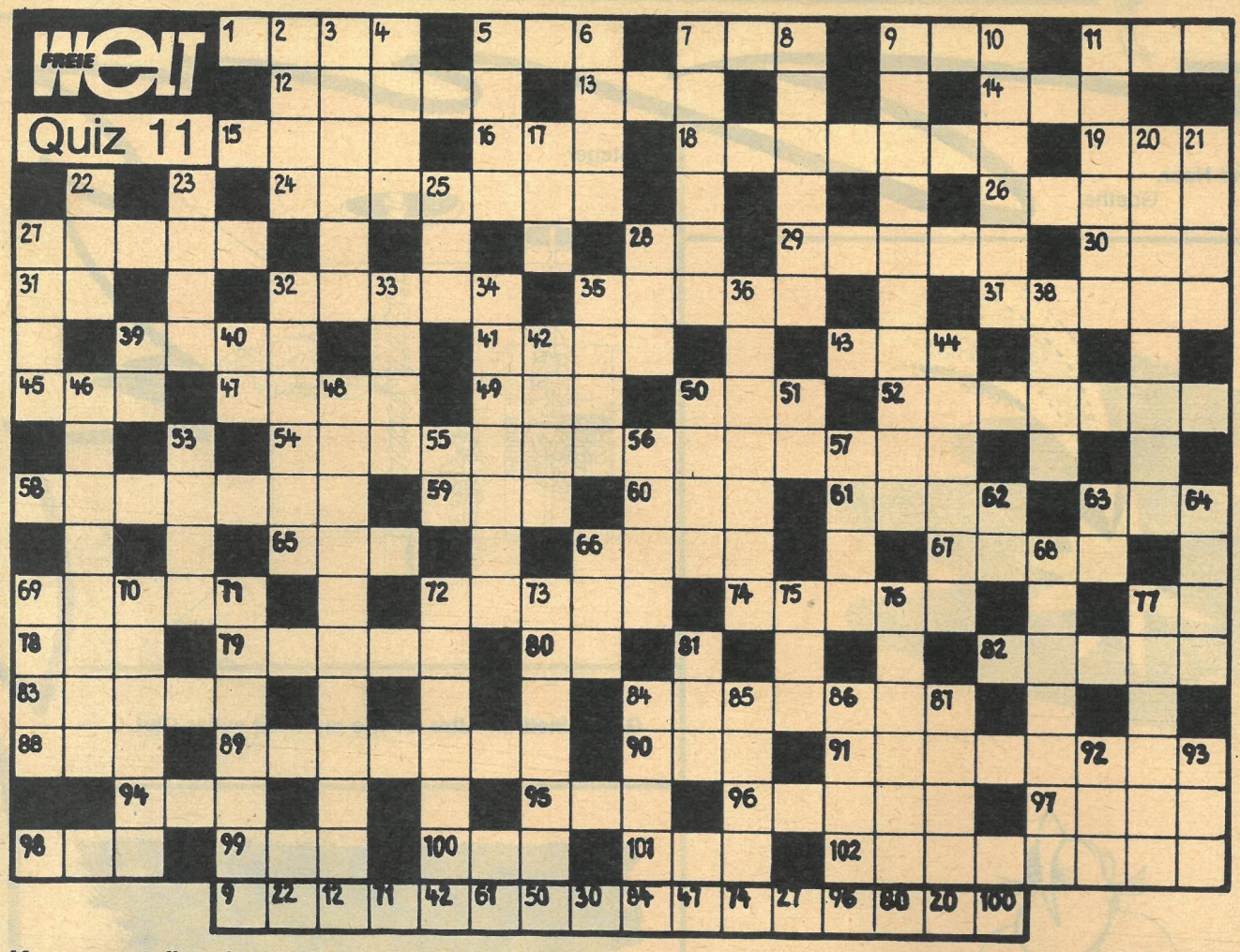
Es könnte doch aber auch anders sein!...

Aus dem Russischen von Kyra Reichardt



ist so ein mechtig ding/ das feuer aus den steinen bringt. altdeutsch

Wer dem Wasser wehren will, der muß die Quelle verstopfen. Wer das Feuer haben will, muß den Rauch leiden.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Sichtvermerke auf einem Paß, 5. Waldgrundstück, 7. armenisch-aserbaidshan. Zupfinstrument, 9. griechisch: neu, 11. Binnengewässer, 12. längster Strom Europas, 13. feierl. Gedicht, 14. ins Meer ragende Landspitze, 15. Wolganebenfluß, 16. Anerkennung, 18. svw. Gips, 19. Ort im Süden des USA-Staates Arizona, 24. ostafrikan. Hauptstadt, 26. Dorfwiese, 27. Gradeinteilung am Thermometer, 28. chem. Zeichen für Germanium, 29. Beweggrund, Ursache, 30. Zitatensammlung, 31. Abk. für Elternaktiv, 32. sowj. Antarktisstation, 35. Nut, Vertiefung, 37. weibl. Angehörige eines Volkes im NW der UdSSR, 39. ital. Maler des 16. Jh., 41. Wegekarte, 43. Abschnitt der Bühnenwerke, 45. japan. Heiligtum bei Osaka, 47. weibl. Operngestalt aus „Lohengrin", 49. japan. Münzeinheit, 50. Abk. für Sozialistische Sowjetrepublik, 52. Prachtkutsche, 54. russ. Admiral (1778–1852), leitete zusammen mit 36. senkrecht die erste russische Antarktisexpedition, 58. sowj. Schriftsteller („Die junge Garde"), 59. oberital. Stadt, 60. kaukasisches Zupfinstrument, 61. Fluß in Mittelitalien, 63. Scherzname für Goethes Mutter, 65. Warta-Nebenfluß, 66. afrikan. Großkatze, 67. Nährmutter, 69. belgischer Schlagersänger, 72. zu den Rundmäulern zählender Fisch, 74. altruss. Wegemaß, 77. südamerikan. Faultier, 78. Abk. f. d. Baikal-Amur-Magistrale, 79. mexikan. Hafenstadt a. d. Halbinsel Yucatan, 80. chem. Zeichen für Aluminium, 82. aus Baumstämmen zusammengesetztes Wasserfahrzeug, 83. svw. Verlobte, 84. Werbung, 88. DDR-Nachrichtenagentur, 89. Staat im Süden der USA, 90. europ. Inselbewohner, 91. norweg. Polarforscher, gelangte 1911 als erster zum Südpol, 94. Tongeschlecht, 95. effektvoller Einfall, 96. tschech. Männername, 97. ostrumän. Regionshauptstadt, 98. Gebirge auf Kreta, 99. Papageienart, 100. Abschiedsgruß, 101. Tierkadaver, 102. Sammelbezeichnung für alle chemischen Grundstoffe.

Senkrecht: 2. russ. Männername, 3. ostafrikan. Volk, 4. Gebirge im Süden der Kirgisischen SSR, 5. farbige Ringerscheinung um Sonne oder Mond, 6. mongolisch-chines. Wüstensteppe, 7. Polstermöbel, 8. Oper von Richard Strauss, 9. aus dem Inlandeis herausragende Einzelberge, 10. Intervall im Achtstufenabstand, 11. Beinspreizübung, 17. Gürtel zum Kimono, 20. wasserreichster Strom Sibiriens, 21. westalgerische Hafenstadt, 22. Wolganebenfluß, 23. Wasserpflanze, 25. Nordlandtier, 27. Astrolog Wallensteins, 28. Wacholderbranntwein, 32. sehr kleine Spinnentiere (Schmarotzer), 33. altspanische Münze, 34. Buchstabe des griech. und des deutschen Alphabets, 35. Theaterplatz, 36. russ. Seefahrer (1788–1851), Teilnehmer der ersten russ. Antarktisexpedition von 1819/21, 38. altgriech. Philosphenschule, 39. Begriff beim Skatspiel, 40. chem. Zeichen für Neon, 42. ostsibir. Strom, 44. Salz der Gerbsäure, 46. gesetzliches Richt- bzw. Eichmaß; Norm, 48. sowj. Stadt südwestl. von Krasnodar/RSFSR, 50. engl. Dramatiker irischer Abkunft (1856–1950), 51. chem. Zeichen für Ruthenium, 53. Kopfbedeckung des Soldaten, 55. französ. Artikel, 56. Speisefisch (Kaviarlieferant), 57. Mosel-Nebenfluß, 62. Fluß bei Omsk, 63. Zeichen für astronomische Einheit, 64. französisch: Freunde, 66. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 68. sangbare Folge von Tönen, 69. bekannte schwed. Gesangsgruppe, 70. Mädchenname, 71. nord. Frühlingsgöttin, 72. Meeresbucht im Westen der Insel Mindanao/Philippinen, 73. Autoschuppen, 75. österr. Grenzort in Tirol, 76. svw. Brötchen, 77. feuerfestes faseriges Mineral, 81. Wurfspieß, 84. Hauptstadt der Lettischen SSR, 85. Kleingebäck, 86. schweizer. Rheinnebenfluß, 87. Nachtvogel, 92. Wisla-Nebenfluß, 93. strikte Verneinung.

Durch die freundschaftliche Hilfe sowjetischer Forscher wurde es auch Wissenschaftlern und Technikern aus der DDR ermöglicht, ihren Teil dazu beizutragen, dem sechsten Kontinent – Antarktika – seine Geheimnisse zu entreißen. Im Jahre 1976 konnten die DDR-Wissenschaftler sogar eine eigene Forschungsbasis in Betrieb nehmen, die nur zirka zwei Kilometer von der sowjetischen Forschungsstation entfernt liegt, deren Name das Lösungswort unseres heutigen Rätsels bildet.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, erwartet Ihre Antwort auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden.

Einsendeschluß ist der 14. November 1984 (Datum des Poststempels).

Und bitte die Marke Quiz 11 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

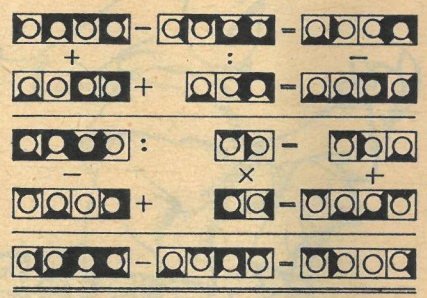
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 25/1984 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

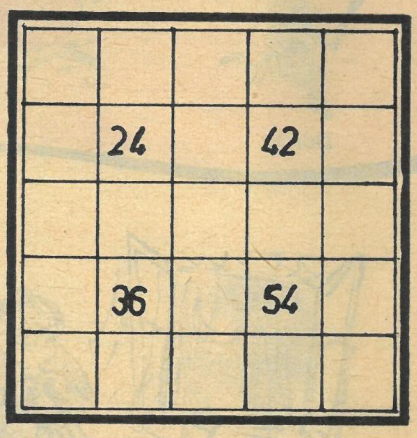
Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Magisches Quadrat

Die Zahlen 3 bis 75 sind in Dreierfolge (also 3, 6, 9 usw.) so in die Felder der Figur einzutragen, daß in jeder Waagerechten, Senkrechten und Diagonalen die Summe 195 erscheint. Die bereits eingesetzten Zahlen dienen der Lösungserleichterung.



Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

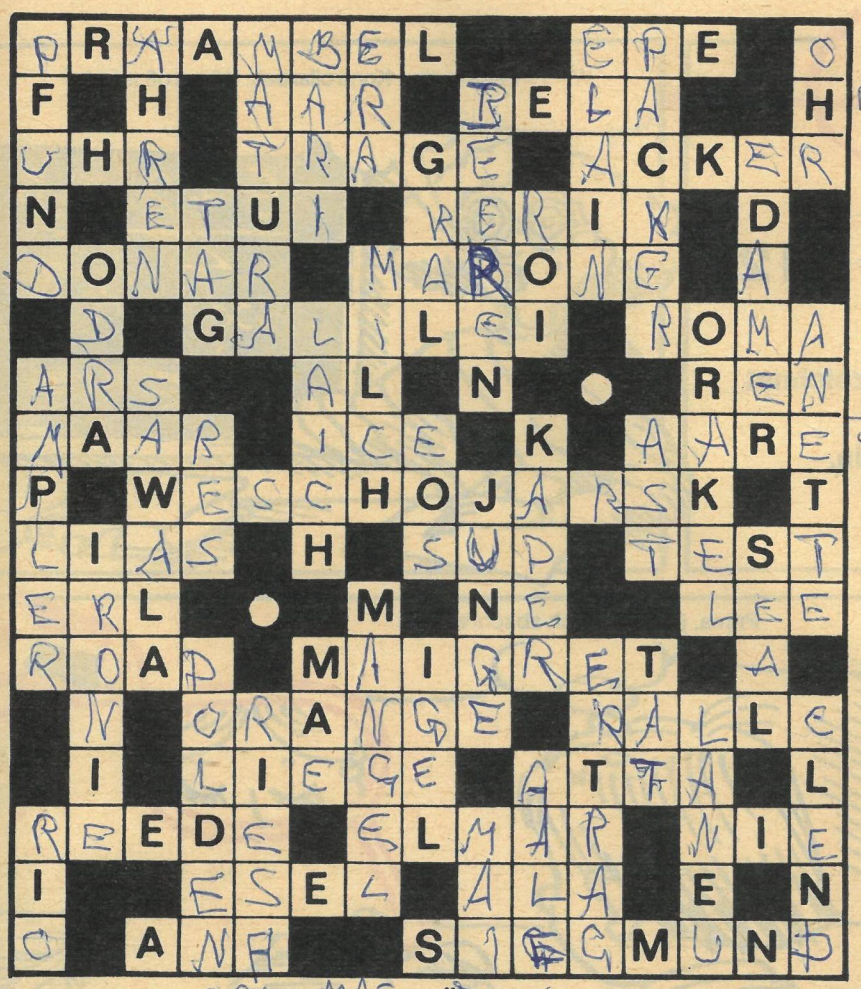
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. landwirtschaftl. Nutzfläche, 2. Radrennfahrer der DDR, 3. Blattschneiderameise, 4. Blütenstand (Mz.), 5. dichterisch: Adler, 6. Speisefisch (Mz.), 7. lateinisch: Kunst, 8. oberital. Stadt, 9. Baumteil, 10. chem. Zeichen für Aluminium, 11. schweizer. Rheinnebenfluß, 12. Mädchenname, 13. Zitatensammlung, 14. unterital. Hafenstadt a. d. Adria, 15. ungar. Männername, 16. Strauchfrüchte, 17. altnord. Gott, 18. Blütenstand (Mz.), 19. niederländ. Käsesorte, 20. Behältnis, 21. Arno-Nebenfluß, 22. Not, sozialer Mißstand, 23. Männername, 24. Göttin der Morgenröte, 25. afrikan. Ort nordöstl. von Lagos/Nigeria, 26. Bestandteil tier. und pflanzl. Öle, 27. Lasttier, 28. ökonom. Kategorie, 29. österr. Grenzort in Tirol, 30. italienischer Naturforscher (1564–1642), 31. sagenhafte „wundertätige Schale", 32. versteckter Spott, 33. englisch: Eis, 34. Stachelter, 35. männl. Kind, 36. Stamm von Nachwuchskräften, 37. Windschatten, 38. im Wasser abgelegte Eier von Fischen und Amphibien, 39. geolog. Abteilung des Jura (Erdmittelalter), 40. ein Feinwaschmittel, 41. Ruhemöbel, 42. Speisepilz, 43. lateinisch: Reifeprüfung, 44. kraterförmige Senke, 45. engl. Mädchenname, 46. Hauptfigur in den Kriminalromanen des französ. Schriftstellers Simenon, 47. Wäscherolle, 48. Tierprodukt, 49. Monatsname, 50. chem. Zeichen für Neon, 51. strikte Verneinung, 52. rätselhafter Ausspruch, 53. Südfrucht, 54. poln. Name der Oder, 55. Sinnesorgan, 56. früheres Massemaß (500 Gramm), 57. Vorspruch, Eingangsformel (z. B. bei Gesetzen und Verträgen), 58. Arbeitskraft im Versandhandel, 59. Ostseebad der DDR, 60. spanisch: Fluß, 61. südeurop. Hauptstadt (i. d. Landessprache), 62. lateinisch: Sache, Ding, 63. Nordlandtier, 64. Kreisstadt im Bezirk Dresden, 65. englisch: Landstraße, 66. offener Schiffsankerplatz, 67. französisch: König, 68. Wasserhuhn, 69. Männername, 70. Fluß südöstl. von Tambow/RSFSR, 71. durch Sieden erhaltene Lösung, 72. Fell der Pelzrobbe, 73. Prüfversuch, 74. Abschnitt der Woche, 75. Krankentransportgerät, 76. Handlung, 77. Zeitmesser, 78. Stadt a. d. Jana i. d. Jakutischen ASSR (einer der Kältepole der Erde).

Silbenrätsel

Aus den Silben a – a – ber – bis – bon – chri – di – do – e – har – i – in – ke – lais – ler – lier – mi – nar – nar – ne – ne – ner – par – re – re – re – ron – schil – se – sti – tan – te – te – ter – wa sind 14 Wörter zu bilden, deren erste und vorletzte Buchstaben – beide von oben nach unten gelesen – ein persisches Sprichwort ergeben:
1. Zuchttier, 2. Schreitvogel, 3. südfranzös. Stadt, 4. Fluß im Norden der Estnischen SSR, 5. Künstlerwerkstatt, 6. elektr. Schaltgerät, 7. Wagenschuppen, 8. großer deutscher Dichter (1759–1805), 9. Erdgeschoß (französ.), 10. Rundgesang, 11. Urbevölkerung Amerikas, 12. Mädchenname, 13. Rechen, 14. weibl. Verwandte.

SCHACH

So fiel das erste „Tor"
Das erste „Tor" der beiden diesjährigen Weltmeisterschaftsduelle fiel beim Frauenmatch in Wolgograd: In der 3. Partie erhielt die Herausforderin Irina Lewitina gegen die Titelverteidigerin Maja Tschiburdanidse Positionsvorteil, den sie langsam aber sicher ausbaute, später, ohne Schwarz Gegenspiel zu gestatten, in Materialvorteil ummünzte und zum Siege führte.
DAMENINDISCH, I. Lewitina (UdSSR)–M. Tschiburdanidse (UdSSR), Wolgograd '84, 3. Partie:
1. de4 Sf6 2. Sf3 e6 3. g3 b6 4. Lg2 Lb7 5. c4 Le7 6. Sc3 Se4 7. Ld2 d5 8. cd ed 9. Da4+ Dd7 10. D:d7+ S:d7 11. Sb5 S:d2 12. S:d2 Kd8 13. 0–0 a6 14. Sc3 Sf6 15. Tfe1 Kc8 16. Tac1 Kb8 17. a3 Td8 18. e3 Se8 19. Sf3 f6 20. Ted1 Sd6 21. Se1 Se4 22. Sd3 S:c3 23. T:c3 Ld6 24. b4 Ka7 25. a4 Te8 26. Tb1 Tad8 27. a5 b5 28. Sc5 L:c5 29. T:c5 Kb8 30. Lf3 Td6 31. Tbc1 Te7 32. Kg2 Kc8 33. h4 Kd8 34. h5 h6 35. Lg4 La8 36. Lf5 Lb7 37. Kf3 La8 38. Kf4 Lb7 39. T5c3 La8 40. Tc5 Lb7 41. T5c3 c6 42. f3 Kc7 43. g4 Kb8 44. T1c2 Kc7 45. Tc1 Kb8 46. Tc5 Kc7 47. T5c2 Kb8 48. Td2 Kc7 49. e4 de 50. fe Kb8 51. Tc5 Td8 52. Td3 Td6 53. Td2 Td8 54. Td3 Td6 55. Td1 Td8 56. Td2 Td6 57. Td3 Td8 58. e5 Ka7 59. Ke3 Kb8 60. Le4 Te6 61. Tdc3 Kc7 62. Tc1 Tde8 63. Ld5 Td6 64. Kf4 g5+ 65. hg fe+ 66. de T:g6 67. Le4 Tf8+ 68. Kg3 Tg7 69. Th1 Lc8 70. T:c6+ Kb8 71. Tg6 Te7 72. Th:h6 Tf1 73. Th8 Schwarz gab auf.

Vom Kern zum Wort

1. Damenoberbekleidung, 2. Zeitungsanzeige, 3. Fechtwaffen, 4. musikal. Verzierung, 5. Anschrift, 6. Familienname Lenins, 7. Fahrzeuganlasser, 8. Kurzzeitmesser (im Küchengebrauch).
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für eine Einsiedelei bzw. ein Kloster.

1	K	L	E	I		
2	A	N	N	O		
3	R	A	P	I		
4	T	R	I	L		
5	A	D	R	E		
6	U	L	J	A		
7	S	T	A	R		
8	G	I	E	R		

Hier wird gestrichen

Jedem der folgenden Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen:
Groll – Soße – Woge – Gerte – Kunde – Fedin – Kerne – Gera – Henne – Avis – Selen – Raufe – Seine – Napf – Runde
Die verbleibenden Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben ein Sprichwort.

Auflösungen aus Heft 21/1984

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Ibis, 5. Alexandrow, 11. Semper, 12. Eis, 13. Trio, 14. Biene, 16. Gott, 17. Ree, 18. Nüsse, 20. Egge, 21. Iser, 23. Anion, 24. Netz, 26. Bar, 27. Uwe, 29. Emu, 31. Bess, 34. Horen, 35. Narbe, 38. Ski, 39. Ria, 40. Stengel, 41. Sil, 42. Set, 43. Rille, 45. DKM, 47. Krai, 50. ein, 51. Aus, 53. Ranni, 55. Ozon, 57. Unstrut, 58. Grat, 61. Eta, 62. starr, 65. Pol, 67. Arago, 69. Centime, 71. IL, 73. Tiroler, 76. Ana, 77. Lei, 78. Turbine, 80. so, 81. Oakdale, 84. Grieg, 87, Nam, 89. Autor, 90. Lam, 93. Egon, 95. Legende, 97. Kinn, 99. Aiken, 101. neo, 102. Egk, 104. Kola, 105. Gnu, 106. Naiko, 108. Uil, 109. PEN, 111. Malipol, 114. Ise, 117. Ore, 118. Miami, 119. Elgar, 120. Werg, 121. Jar, 122. Ewa, 123. Lee, 124. Asam, 127. Riesa, 129. Watt, 131. Arzt, 132. Kroki, 134. Rur, 135. Saga, 137. Bache, 138. Aram, 141. Gal, 142. Belaja, 143. Serpentine, 144. egal.

Senkrecht: 1. Ist, 2. Beregowoi, 3. Imi, 4. Sporen, 5. Arbeit, 6. Ebene, 7. Ares, 8. Degen, 9. Rio, 10. Ostrowski, 15. Nürburgring, 19. Sar, 22. Szene, 25. Ernst, 27. Uhr, 28. Erasmus, 30. Man, 32. Essenz, 33. Silben, 36. Bei, 37. Elle, 44. Liotard, 46. Kanute, 47. Krug, 48. Rat, 49. AN, 52. Start, 54. Ire, 56. Oleg, 59. ATA, 60. Po, 62. Schlag, 63. Anni, 64. Ritt, 65. Perron, 66. Liliom, 68. Onager, 70. Mius, 72. Lena, 74. Ob, 75. Reka, 76. Arat, 79. Selenga, 82. Duden, 83. London, 85. Radi, 86. Gag, 88. As, 91. Moa, 92. Jena, 94. Nikolajewka, 95. Lei, 96. Negligé, 97. Karpow, 98. Nenner, 100. k. o., 103. Kimm, 107. Kai, 108. Ulema, 110. Eremitage, 112. Ima, 113. Pirat, 115. Sawizkaja, 116. Era, 123. Lar, 125. Strebe, 126. Marale, 128. Skalp, 130. Aichi, 133. oben, 136. gar, 139. Rag, 140. Mal.

Kreuzgitter. Waagerecht: Poltawa(4), Ulla(16), Safe(9), Rila(48), Isère(5), Anke(35), Leon(59), Ararat(1), Lied(30), Ines(29), Ion(18), Sekt(23), Eau(38), Klee(3), Ente(45), San(60), BAM(17), Akt(44), Enz(6), Seil(56), Inge(52), Ida(63), Saal(7), Lie(64), Mate(27), Flut(65), Erkner(21), Neer(42), Iran(24), Iason(51), Egge(33), Dose(25), Teer(14), Legende(37).
Senkrecht: Priel(11), Liege(2), Adel(39), Aston(8), Ufa(50), Lena(58), Area(62), Elea(10), Kritik(49), Einem(22), Nest(20), Ries(47), Thun(66), Island(31), Dieb(15), See(28), Aargau(46), Auster(13), Allee(43), Tief(61), Eile(32), Zank(55), Sam(34), Elan(53), Tegel(57), Lesen(40), Tenne(41), Riga(19), Niet(12), Rade(36), Ring(26), Nor(54).

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Aar, 2. Linon, 3. Manet, 4. Dekan, 5. Tabor, 6. Laser, 7. Rigel, 8. Begas, 9. Rasen, 10. Lar.
Von der Zahl nach links: 3. Mia, 4. Danae, 5. Tenor, 6. Laken, 7. Rabat, 8. Bison, 9. Reger, 10. Lager, 11. Nasal, 12. Res.
Rätselpyramide: 1. Ina, 2. Rain, 3. Nadir, 4. Dinare, 5. Gardine.
Buchstabentausch: Gold, Eber, Glas, Rate, Esel, Stil. – Oblast.

Raten und Rechnen:

928	:	16	=	58
−		×		+
27	+	48	=	75
901	−	768	=	133

Berichtigung

Auf den Rätselseiten im Heft 20/1984 sind die Diagramme des Magischen Quadrats und des Füllrätsels verwechselt worden. Wir bitten unsere Rätselfreunde, das Versehen freundlichst zu entschuldigen.

Die Redaktion

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

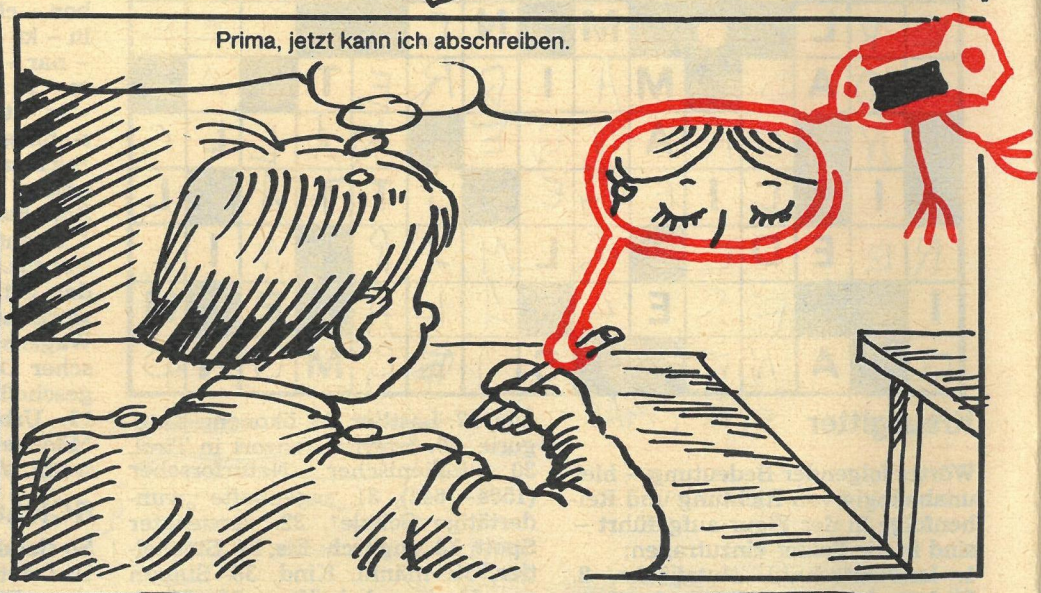
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 27 03 277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

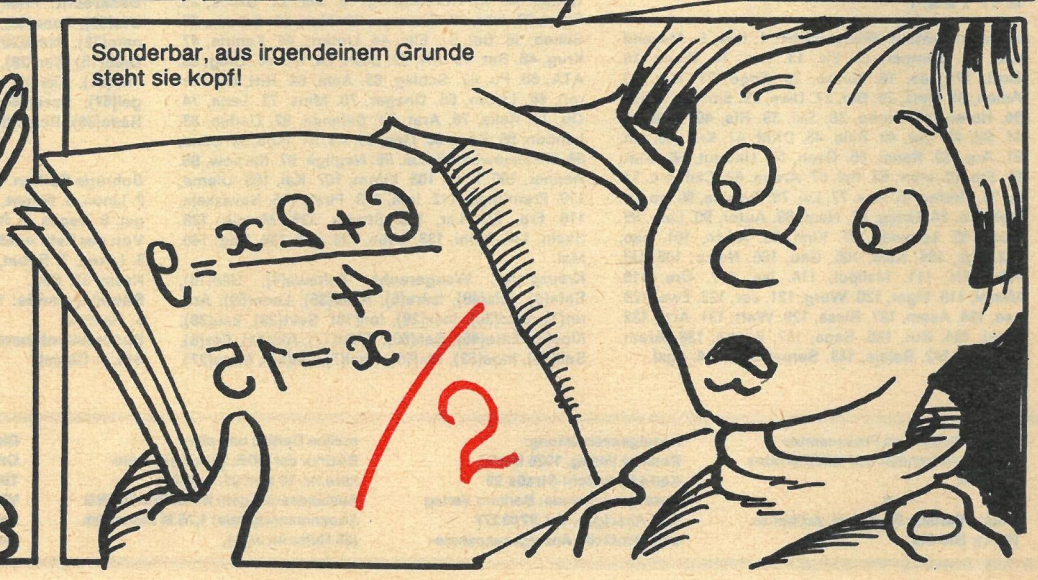
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

12

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.





Spare den Zorn von heute für morgen auf

Es war einmal ein armer Reisigverkäufer. Er durchstreifte tagelang die Steppe und sammelte im Gestrüpp am Fluß Reisig, das er dann am Abend auf dem Basar für drei Tenga verkaufte. Für dieses Geld kaufte er Brot und konnte so seine Frau und den einzigen Sohn ernähren. Schon vor Tau und Tag, wenn es noch dunkel war, stand er auf, und er legte sich schlafen, wenn es wieder dunkel war.

Eines Tages brachte er wie gewöhnlich ein Bündel Reisig auf den Basar. Dafür bekam er seine drei Tenga, band sie in sein Gürteltuch und wollte zur Bäckerei, um Fladen zu kaufen. Unterwegs begegnete ihm ein weiser alter Mann.

„He, Reisigverkäufer", sagte der Weise, „gib mir einen Tenga, und ich werde dir eine kluge Wahrheit sagen."

Der arme Reisigverkäufer wollte die kluge Wahrheit gern hören und dachte bei sich: Nun, ich habe drei Tenga. Wenn ich einen davon ausgebe, bleiben mir zwei. Zumindest höre ich einen klugen Rat.

Er nahm einen Tenga aus dem Gürteltuch und gab ihn dem Weisen.

„Sag mir nun deinen weisen Rat."

„Spar den Zorn von heute für morgen auf."

Da ergrimmte der Reisigverkäufer und fiel über den Weisen her.

Es erhob sich Lärm, Menschen liefen zusammen. Während der Reisigverkäufer sich beklagte und erklärte, was geschehen war, verlor sich der alte Weise in der Menge.

Der Reisigverkäufer konnte die ganze Nacht nicht schlafen, denn er dachte fortwährend daran, daß er den so mühsam verdienten Tenga auf so dumme Art verloren hatte. Am Morgen stand er wie immer früh auf, schob das Beil hinter den Gürtel, warf die Leine über die Schulter und machte sich auf den Weg. Während er ging, dachte er immerzu an den verlorenen Tenga und merkte gar nicht, daß er in gänzlich unbekannte Gegenden gelangte. Er hatte sich verirrt.

Lange wanderte er durch Steppen und Berge, bis er endlich in eine wundersame Stadt kam. Der Himmel über dieser Stadt hing so niedrig, daß man nur die Hand auszustrecken brauchte, um sich einen Stern herunterzunehmen, und wenn man ihn in die Tasche steckte, wurde er zu einem kostbaren Stein.

Das gefiel dem Reisigverkäufer so gut, daß er die Heimat, die Frau und den kleinen Sohn vergaß und in dieser verzauberten Stadt blieb.

Darüber vergingen fünfzehn Jahre, und der Reisigverkäufer glaubte noch immer, erst tags zuvor in diese Stadt gekommen zu sein, so gut gefiel es ihm hier.

Eines Tages aber erinnerte er sich an die Frau und den Sohn. Was mochten sie tun? Sicherlich ging es ihnen schlecht ohne den Vater. Er schob das Beil hinter den Gürtel, warf die Leine über die Schulter und ging zurück in die Heimat. Als er zu seinem Hause kam, war es schon spät am Abend und ganz dunkel. Er äugte durch einen Türspalt. Da sah er seine Frau am Dastarchan[2]) sitzen und einen Mann mit Abendbrot bewirten. Der Reisigverkäufer blickte genauer hin und wunderte sich maßlos: Da saß er selbst am Dastarchan und aß zu Abend. Welches Wunder!

Der Reisigverkäufer guckte und guckte und spürte auf einmal unerträglichen Hunger. Es war kein Wunder, denn er hatte den ganzen Tag nichts gegessen. Er ergrimmte und sprach:

„Was ist das für eine Teufelei! Ich sitze am Dastarchan, esse leckere Speisen aus den Händen meiner Frau und stehe in Wirklichkeit hungrig und frierend vor meiner Haustür. Da stimmt etwas nicht. Das muß ein Wechselbalg sein."

Er zog das scharfe Beil aus dem Gürtel und wollte schon in das Zimmer treten, um den Wechselbalg totzuschlagen, doch da fielen ihm die Worte des alten Weisen ein: „Spare den Zorn von heute für morgen auf."

Er trat von der Tür zurück und stieg aufs Dach. Hier legte er sich neben das Rauchloch und belauschte das Gespräch zwischen seiner Frau und dem Dhigiten[3]).

Als erstes sprach der Dshigit:

„Sage mir, Mutter, wie alt war ich, als mein Vater aus dem Hause ging?" „Da warst du drei Jahre alt, mein Sohn."

„Und warum hat uns der Vater allein gelassen?" „Ach, mein Sohn, denke nicht mehr daran. Seit damals sind fünfzehn schwere Jahre vergangen."

„Aber ich kann mich gar nicht an meinen Vater erinnern. Wie hat er ausgesehen?"

„Du siehst ihm sehr ähnlich. Du bist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten." „Wird noch einmal der Glückstag kommen, an dem ich meinen Vater sehe?"

Der Dshigit, der am Dastarchan saß, weinte, und auch seine Mutter brach in Tränen aus.

Der Reisigverkäufer lag auf dem Dach und dachte: Ach, fast hätte ich meinen leiblichen Sohn getötet. Wie gut, daß ich damals dem alten Weisen begegnet bin. Sein Spruch „Spare den Zorn von heute für morgen auf", für den ich ihm einen Tenga bezahlte, hat mir Nutzen für tausend Goldstücke gebracht.

Er stieg eilig vom Dach und ging ins Haus. Seine Frau und sein Sohn freuten sich sehr.

[2]) Ein auf dem Fußboden ausgebreitetes weißes Tuch, auf dem Speisen und Getränke stehen
[3]) Junger Bursche; auch: verwegener Reiter
Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke
Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner.

Usbekisches Märchen

Die Usbeken

sind – mit 12456000 Angehörigen[1]) – das größte Volk in Sowjetisch-Mittelasien. Sie sind zugleich das größte nichtslawische Volk der UdSSR.

Siehe Rücktitel

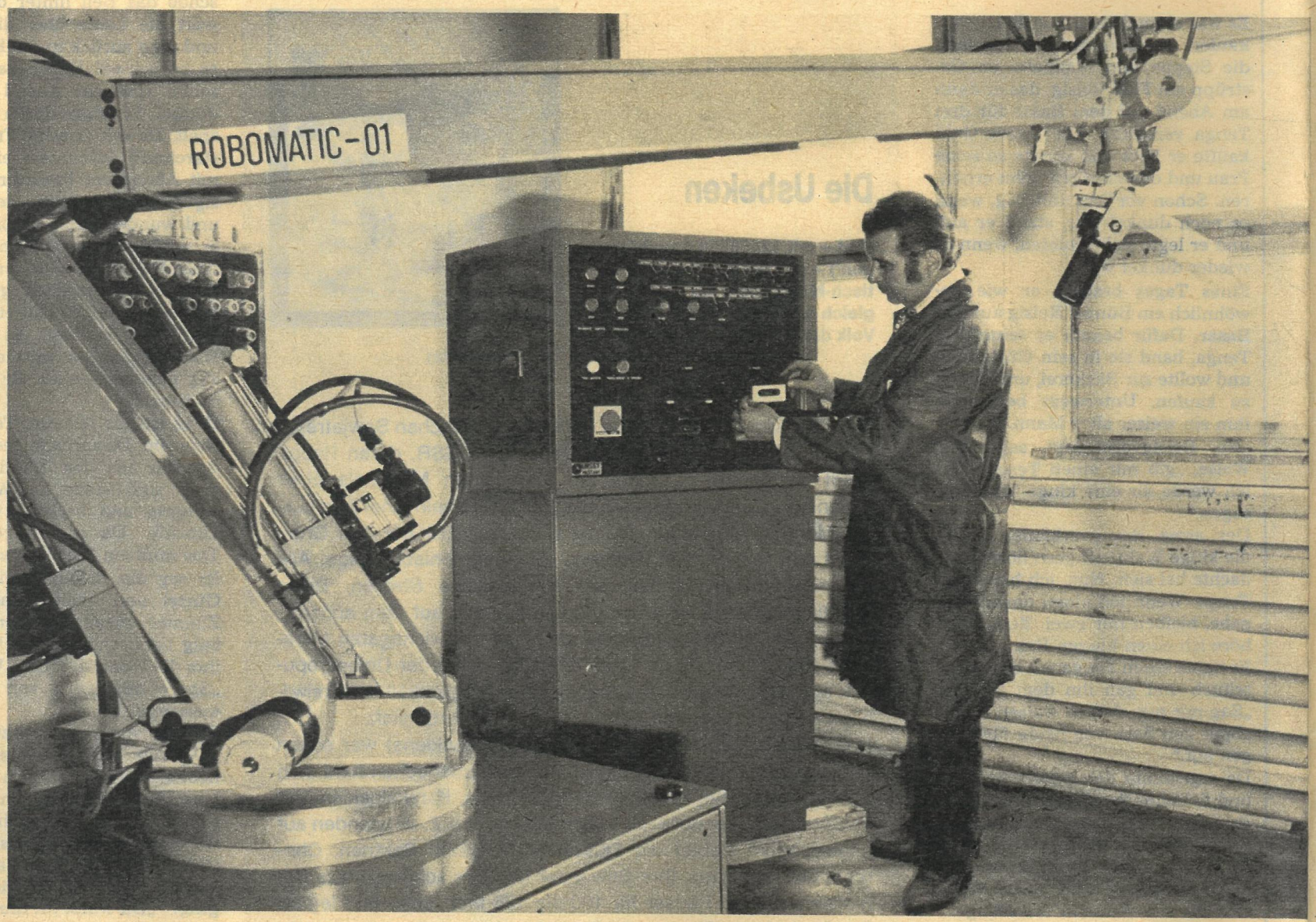
Die Usbeken bewohnen eine der 15 Sozialistischen Sowjetrepubliken: die 447 400 km² große Usbekische SSR, deren Hauptstadt Taschkent ist. Zwei der wichtigsten Merkmale einer Unionsrepublik sind: Erstens das Vorhandensein einer kompakten Mehrheit der Nation, die der Unionsrepublik bei ihrer Gründung den Namen gab. Zweitens die geographische Lage. Alle Unionsrepubliken grenzen an ausländische Staaten. Diese Randlage einer jeden Unionsrepublik wurde auf dem außerordentlichen VIII. Sowjetkongreß als eines der wichtigsten Merkmale angesehen. Durch diese Grenzlage ist jeder Unionsrepublik die verfassungsmäßig zugesicherte Möglichkeit des freiwilligen Austritts aus dem Verband der UdSSR möglich.

Das Gebiet des heutigen Usbekistans (Usbekiens) war schon vor Jahrtausenden besiedelt. Reste von Urmenschen fand man bei Taschkent, bei Samarkand, in Choresm, Karakalpakien und im Süden der Republik. Im 1. Jahrtausend v. u. Z. entstanden auf usbekischem Gebiet die Sklavenhalterstaaten Baktrien, Choresm und Sogdiana. Ihre Bewohner schufen schon damals Keramiken, bauten Häuser für 100 bis 125 Menschen und legten Bewässerungsgräben an. Im 6. Jahrhundert v. u. Z. eroberten die Perser den größten Teil des Landes, das im 4. Jahrhundert v. u. Z. in die Hände von Alexander von Makedonien fiel. Nach dem Zerfall seines Reiches gehörte das Land zum griechisch-baktrischen Reich. In der Folgezeit drangen von Norden her immer wieder turksprachige Nomadenstämme ein. Im 7. bis 8. Jahrhundert beherrschten die Araber, die den Islam einführten, das Land. Ende des 9. Jahrhunderts entstand das Feudalreich der Samaniden mit der Hauptstadt Buchara. Anfang des 13. Jahrhunderts eroberte der Mongolenherrscher Tschinggis-Chan das Land und behinderte auf lange Zeit die Entwicklung. Im 14. Jahrhundert entstand unter dem mongolischen Herrscher Timur ein riesiges Feudalreich. Diese Zeit ist mit dem Aufblühen von Literatur, Wissenschaft und Kunst im alten Samarkand verbunden. Die um 1500 unter Scheibani-Chan in dieses Gebiet strömenden turksprachigen nomadisierenden Usbeken gaben dem Land seinen Namen. Das durch ihre Verschmelzung mit der einheimischen Bevölkerung – darunter iranischen Stämmen – entstandene usbekische Volk ist die Hauptbevölkerung der Usbekischen SSR. Die Usbeken, deren Heimat eine der wichtigsten Kohle- und metallurgischen Gebiete der UdSSR ist, tragen heute noch ihre farbenprächtige Nationaltracht. Als Kopfbedeckung ist, bei Männern und Frauen, die „Tjubetejka", ein kleines perlen- und gold- oder silberbesticktes rundes oder quadratisches Käppchen, besonders beliebt.

Gisela Reller

[1]) Diese Zahlenangabe bezieht sich auf die letzte Volkszählung von 1979.

VUKOV in Prešov



Die Hauptaufgabe bei der Einführung der Robotertechnik in der ČSSR besteht nicht nur in der Entwicklung von Industrierobotern und -manipulatoren, sondern auch in deren unmittelbarem Einsatz im Produktionsprozeß. Damit wird zugleich die wichtige Forderung an eine Verkürzung des Zyklus »Forschung – Entwicklung – Produktion – Realisierung« erfüllt, wodurch eine kurze Rückflußdauer der für die Forschung aufgewendeten Investitionen gewährleistet ist.

Der technische Fortschritt des Maschinenbaus ist gegenwärtig durch die komplexe Automatisierung von Fertigungsprozessen gekennzeichnet, in der die Anwendung von Industrierobotern und -manipulatoren von großer Bedeutung ist. Das Einsatzgebiet von Industrierobotern und -manipulatoren breitet sich nach und nach auch auf andere, nicht nur auf den Maschinenbau orientierte Industriezweige aus. In der metallverarbeitenden Industrie der ČSSR, in der zwei Drittel der Produktion den Charakter einer Einzel- und Kleinserienfertigung haben, wird dieser Trend durch die Einführung der komplexen Automatisierung realisiert, in der die Hilfsprozesse von Industrierobotern mit mikroelektronischer Steuerung durchgeführt werden. In der ČSSR ist die Entwicklung von Industrierobotern und -manipulatoren in staatliche Zielprogramme eingegliedert.

Die Probleme der Robotertechnik werden in der ČSSR koordiniert und systematisch gelöst. Verantwortlich für die Entwicklung und Koordinierung der Robotertechnik ist das Forschungsinstitut der Metallindustrie

VUKOV in Prešov

Die Entwicklungskonzeption der Einführung der Robotertechnik geht davon aus, daß die ČSSR über einen entwicklungsfähigen Maschinenbau verfügt, wovon 70 Prozent der Produktion in Einzel- und Kleinserienfertigung hergestellt werden, deren Effektivität durch hochautomatisierte flexible Fertigungs- und Manipulationseinrichtungen bestimmt wird.

In den Jahren 1975–1980 wurde in Baukastenbauweise und überwiegend unter Verwendung der tschechoslowakischen „Bauelemente- und Funktionsblock-Komplettationsbasis« eine Typenreihe von Industrierobotern und -manipulatoren für die Handhabung von Werkstücken von 1 bis 160 kg Masse entwickelt. Die Typenreihe ist in Modulen aufgebaut. Sie umfaßt folgende Grundbaugruppen:

Industrieroboter PR 4

– eine Manipuliereinrichtung in Baukastenkonstruktion, unabhängig in 4 Achsen programmierbar, mit einem bzw. zwei Greifern. Bestimmt ist der Roboter zur automatischen Beschickung von Werkzeugmaschinen für die Bearbeitung prismatischer und rotationssymmetrischer Teile. Der Antrieb erfolgt pneumatisch, das Steuersystem ist mit Anschlägen versehen.

Industrieroboter PR 16 P

– dient der automatischen Beschickung von Werkzeugmaschinen und Automaten. Er hat eine Tragfähigkeit bis 16 kg. Der Roboter verfügt über ein zylindrisches Koordinatensystem, drei Freiheitsgrade des Armes und zwei Freiheitsgrade des Greifers. Ausgestattet sind die einzelnen Bewegungsmechanismen mit pneumatischen Antrieben mit Positionssteuerung und einem Meßsystem mit Anschlägen.

Industrieroboter PR 32 E

– bestimmt zur Automatisierung von Arbeitsoperationen an Werkstücken mit einer Masse bis 32 kg, bei verminderten Geschwindigkeiten bis 63 kg. Er ist prozeßspezifisch einsetzbar, z. B. beim Schweißen, Auftragen von Überzügen u. ä. Der Roboter hat eine monolithische Konstruktion, bewegt sich in einem Mehrwinkel-Koordinatensystem und arbeitet mit elektrischen Gleichstrom-Stellmotoren des Typs MEZOMATIC. Der Roboter ist mit dem Steuersystem RS-3 ausgerüstet.

Tschechoslowakische

Industriemanipulator M 4
– bestimmt zur automatischen Beschickung von Werkzeugmaschinen in der spanenden und umformenden Bearbeitung. Seine Tragfähigkeit beträgt 4 kg. Die Bewegungen des Manipulators werden pneumatisch gesteuert, die Messung erfolgt durch Anschläge, und es werden Zweilagen-Bewegungsmodule verwendet.

Manipulations-Bausteinsystem M 63
– bestimmt zur breiten Anwendung und zur Lösung komplizierter Beschickungsaufgaben für Werkstücke mit einer Masse von 20 bis 63 kg. Verwendbar zur Handhabung von prismatischen und rotationssymmetrischen Werkstücken, beim Druckgießen und für den Einsatz in automatisierten Fertigungsstraßen.

Außerdem wurden in Organisationen und Forschungsinstituten der ČSSR weitere Typen von Industrierobotern und -manipulatoren entwikkelt:

Industrieroboter PROB 10
– bestimmt zur Automatisierung von Fertigungsprozessen der spanabhebenden Bearbeitung und der Umformtechnik; die hydraulische Steuerung und die Baukastenbauweise ermöglichen jedoch seinen Einsatz auch in anderen Industriezweigen. Die Modul-Bauweise ermöglicht die Verwendung von Bausteinen vereinfachter Konfigurationen oder der Gesamtkonfiguration mit sechs Freiheitsgraden. Der Industrieroboter hat eine Tragfähigkeit von 10 kg.

Pneumatische Ständermanipulatoren (PMS 110, 180)
Pneumatische Angelmanipulatoren (PMZ 110, 180, 250)
– diese Manipulatoren dienen zur Arbeitserleichterung beim manuellen Transport von Lasten und sichern ein präzises Einlegen z. B. von Gußwerkstücken, Werkstücken in Werkzeugmaschinen u. ä. Sie haben eine Tragfähigkeit von 110 bis 250 kg. Die Tragfähigkeit wird pneumatisch über ein Reduzierventil gesteuert.

Industrieroboter für Oberflächenbehandlungen ROBOMATIC 01
– Hauptanwendungsgebiet dieses Roboters ist die Oberflächenbehandlung von Fertigerzeugnissen durch Emaillieren und Lackieren. Der Roboter besteht aus drei Baugruppen: dem hydraulischen Antrieb, dem elektrischen Steuerteil und dem eigentlichen Roboter. Seine Nenntragfähigkeit beträgt 5 kg.

Ständermanipulator RMS 63 H
– die Einrichtung dient zur Handhabung von Teilen mit einer Masse bis 63 kg. Er eignet sich für den Einsatz in Werkstätten, in denen Teile mit großen Massen gefertigt werden, z. B. an großen Werkzeugmaschinen im Werkzeugbau, für den innerbetrieblichen Transport und die Lagertechnik. Die Werkstücke können mit dem Ständermanipulator ausgewählt und in Paletten bzw. Regalen gelagert werden. Die stufenlos regelbare Höhenverstellung ermöglicht es auch, mit der Einrichtung komplizierte Montageoperaticnen durchzuführen. Ein angeschlossenes Parallelogramm gewährleistet, die Werkstücke in Horizontallage zu halten bzw. sie außerhalb der den Aufhängepunkt des Parallelogramms durchlaufenden Vertikale aufzuhängen.

Im Jahre 1981 wurden folgende Industrieroboter und -manipulatoren aus der gemeinsamen Entwicklung ČSSR–UdSSR fertiggestellt, getestet und in die Typenreihe aufgenommen:

Automatischer Manipulator AM 5
In Standardausführung hat der Manipulator zwei Arme mit einer Tragfähigkeit von je 2,5 kg. Der Manipulator ist in Baukastenbauweise mit getrennten Antrieben für jede Einheit konzipiert. In Abhängigkeit von der Form des zu handhabenden Werkstücks wird der Manipulator entweder mit elektromagnetischen Haftstücken oder mit mechanischen Greifern bzw. der Kombination beider Möglichkeiten ausgestattet. Der Manipulator wurde von ENIKMASCH Woronesh (UdSSR) und VUKOV Prešov (ČSSR) entwickelt.

Industriemanipulator MTL-10
– der Manipulator ist zur automatischen Beschickung von Druckgießmaschinen sowie ähnlichen Fertigungseinrichtungen bestimmt und dient zur Handhabung von Werkstücken mit einer Masse bis 10 kg. Er ermöglicht das Einlegen von Gußstücken in vertikale Abgratpressen und ist zum Einsatz an den tschechoslowakischen Druckgießmaschinen des Typs C LOO und C LH bzw. an den sowjetischen Typen 71108 und 71109 konstruiert, kann jedoch auch mit anderen Typen von Druckgießmaschinen zusammenarbeiten. Der Manipulator wurde von NIISL Odessa (UdSSR) und VUKOV Prešov (ČSSR) entwickelt.

Universalmanipulator UM 160
– bestimmt zur automatischen Beschickung, besonders bei der Spanung von rotationssymmetrischen Teilen mit einer Masse von 160 kg. Er eignet sich zur Mehrmaschinenbedienung, wobei er gleichzeitig die Zwischenmanipulation gestattet. Der Manipulator hat eine Portalkonstruktion. Gesteuert wird der Manipulator vom sowjetischen Digitalsteuersystem UPM 331. Der Manipulator wurde von ENIMS Moskau (UdSSR) und VUKOV Prešov (ČSSR) entwickelt.

Parallel mit der Entwicklung von Industrieroboter und -manipulatoren verlief in der ČSSR die Schaffung integrierter gegenstandsspezialisierter Fertigungsabschnitte. Gegenwärtig gibt es in der ČSSR 800 solcher Fertigungsabschnitte mit Industrieroboter und -manipulatoren.
Die Hauptaufgabe der Entwicklung der Robotertechnik in der ČSSR ist die Herstellung von 3000 Robotern und Manipulatoren bis 1985 und von weiteren 13 000 bis 1990.
Der gegenwärtige Trend zur Erhöhung der Flexibilität von Fertigungsprozessen ist nicht nur auf den Einsatz der Robotertechnik, sondern auch auf die sukzessive komplexe Automatisierung von Fertigungs- und Hilfsprozessen gerichtet. Das erfordert einerseits einfache Automatisierungsmittel und die Innovation bisher entwickelter Roboter und Manipulatoren, andererseits eine Erhöhung des Niveaus des sogenannten künstlichen Intellekts der Industrieroboter, die Einführung hierarchisch entwickelter Steuersysteme auf Mikroprozessorbasis, was durch die Ausnutzung von Geber-Subsystemen und die Einführung von adaptiven Steuersystemen ermöglicht wird.
Im Zeitraum 1986 bis 1990 werden die Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Robotertechnik hauptsächlich auf den Einsatz in flexiblen Fertigungsabschnitten in der Abtrenntechnik, der Umformtechnik, der Fügetechnik, beim Urformen, der Montage, der Oberflächenbehandlung sowie auch der automatisierten Zwischenkontrolle auf der Basis von Werkzeugmaschinen mit automatischer Bedienung, Fertigungsstraßen und -zellen mit Industrieroboter und Manipulatoren in Portal- und Ständerausführung und auf die Entwicklung des innerbetrieblichen Transports und der rechnergesteuerten Regalbediengeräte gerichtet; Bedingung ist dabei die Kompatibilität sämtlicher Einrichtungen mit den integrierten Fertigungsabschnitten.

Industrieroboter und -manipulatoren

Die Eindrücke wirken weiter

Reisen in die UdSSR – viele FREIE WELT-Leser konnten sich diesen Wunsch schon erfüllen. Und oft, reich an Eindrücken, schildern sie uns ihre Erlebnisse. Auch zu unserer DDR-Geburtstags-Leseraktion „Nachgedacht und mitgemacht" erhielten wir solche Briefe:

„Mein ergreifendstes Erlebnis" nennt Manfred Jokkisch aus Rodleben seinen Besuch auf der „Aurora":

Auf einer Auszeichnungsreise nach Leningrad ging mein größter Wunsch in Erfüllung. Ich konnte meinen Fuß auf die Planken der „Aurora" setzen. Der Bus fuhr am Newa-Ufer entlang, und dann lag sie vor uns. Alsbald stand ich an dem Geschütz, woraus vor 67 Jahren der Schuß auf das Winterpalais abgegeben wurde. Ein Trompetensignal erschreckte mich, Punkt zwölf Uhr leitete es die Wachablösung ein. Ein feierlicher Augenblick für mich... *(Über die Verjüngungskur des Revolutions-Veteranen berichteten wir in FW 19/84.)*

Schon zweimal konnte Hendrik Grützner aus Bad Blankenburg die Sowjetunion besuchen:

Sind es nicht auch die vielen kleinen Beobachtungen, durch die man ein Volk erst richtig kennenlernt? Da bittet man in der Straßenbahn, einem Geld für den Fahrschein zu wechseln, und schon wird ein Fahrschein mitgekauft. Man möchte sich am Wasserautomaten bedienen, plötzlich reicht einem der Vordermann sein Glas, weil er sieht, daß man Ausländer ist. Sucht man nach einer Ausstellung oder einem Baudenkmal, findet sich immer ein Begleiter, der dorthin führt und sogar alles erklären kann. Ich denke an die alte Frau in Odessa, die am Partisanendenkmal weinte, als sie Blumen niederlegte. Unvergessen auch die zwei Großväter, die abends vor dem Haus saßen und zum Gitarrenspiel sangen...

1

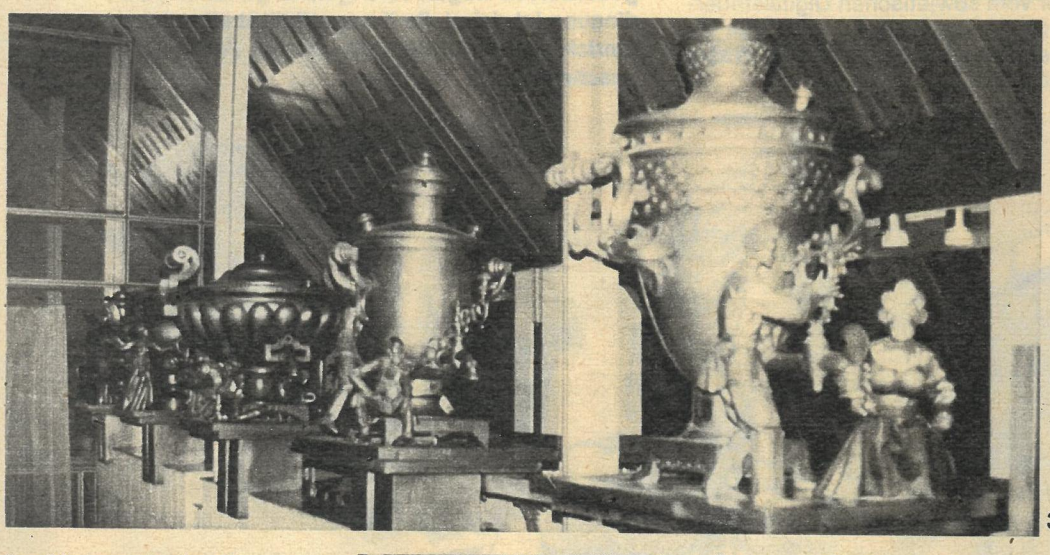
Eine Schule im Grünen erlebte Familie Schmidt aus Strausberg bei Sotschi:

Busexkursion zu einem Teesowchos. Zuerst fuhren wir an einen Abhang und nahmen auf den reihenweise aufgestellten Baumstamm-Bänken Platz. Das Thema: Schwarzer Tee. Das Modell: ein Taleinschnitt mit dunkelgrünen Feldern, auf denen Teepflücker arbeiteten. Der Lehrer: Direktor des großen Sowchos. Er erläuterte uns Probleme des Teeanbaus, der Pflege und qualitätsgerechten Ernte und der aromaverbessernden Weiterverarbeitung. Die Tee-Erntemaschinen, vergleichbar mit einer Kombination aus Heckenschere und Staubsauger, konnten an den steilen Hängen nicht eingesetzt werden. Manuelle Arbeit herrschte vor. Als Abschluß der Stunde durften wir Teeblätter zupfen. Der Direktor hatte mit seinen Darlegungen erreicht, daß wir die Arbeitsleistungen der flinken Teepflücker schätzen lernten...

2

Zur Moskau-Reise von Annemarie Tschermack aus Berlin gehörte eine „Wanderung" durch die Lomonossow-Universität auf den Leninbergen:

Soviel ich weiß, besitzt keine andere Universität solch einen Zug von Weiträumigkeit. Ein Professor übernahm die Führung durch Klassen- und Lehrmittelzimmer, durch Laboratorien und Kabinette, durch Hörsäle, Forschungs- und Experimentierräume. Da der Tag außergewöhnlich schwül war, erschien es mir wie ein mehrtägiger Ausflug in die Wüste. In der Karakum wäre ich kaum durstiger geworden. So überkam mich eine höchst erquickliche Vorfreude auf Kwaß, Mineralwasser, Limonade, Fruchtsaft oder dergleichen, als der Professor plötzlich vor einer besonders auffälligen Tür stehenblieb und liebenswürdig fragte: „Darf ich Ihnen nun, liebe Freunde, zum Abschluß unserer Exkursion eine kleine Erfrischung anbieten?" Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete er die Tür, und wir traten ein... ins Schwimmbad des 15. Stockwerkes.



3

4

Leserfotos

1 Fritz Martin, Torgau, freute sich über die Luftballons auf der Volkswirtschaftsausstellung in Moskau.
2 Günter Fischer, Leipzig, war vom nächtlichen Jerewan beeindruckt.
3 Fritz Porath, Dresden, fotografierte die Samowarparade im Speisesaal des Touristenzentrums in Susdal.
4 Manfred Feldmann, Zepernick, sah diesen Platanen-Methusalem in der ostgeorgischen Stadt Telawi.

Redaktion: Ingrid Buchholz/Elke Grahl; Fotos: Detlev Steinberg, TASS/A. Ruchadse

Fest steht, daß sich in Kysyl das Zentrum Asiens befindet...

...sagt Marina Smirnowa in unserem Beitrag „Tuwinische ASSR" innerhalb der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" (FW 15/84); das war auch die Lösung unseres Preisrätsels.

Es gewannen Geldpreise:

1. Preis – 1000 Mark: Charlotte Lins, Dessau; 2. Preis – 750 Mark: Astrid Wruck, Rostock; 3. Preis – 500 Mark: Roswitha Zinke, Bentwisch; 4. Preis – 250 Mark: Tino Rentz, Borna; 5. Preis – 100 Mark: Andreas Schmolling, Leipzig; 6. bis 55. Preis – je 25 Mark: Walter Hempel, Meißen; Minna Hübscher, Bandow; Marie Rietschek, Bobitz; Ernst Kühn, Bad Kleinen; Gerhard Engel, Berlin; H. Krümmer, Greifswald; Ingrid Jaschko, Wiendorf; Jens Stiller, Jellen; Monika Müller, Sonneberg; Christa Seidel, Friedrichsruhe; Ruth Zarm, Schmalkalden; Peter Ritze, Halbendorf; Annerose Pietsch, Berga (Elster); Marlies Riechel, Bad Frankenhausen; Lotte Müller, Döbeln; Ursula Klug, Sonneberg; Gerhard Hartmann, Plauen; Brigitte Hartmann, Bautzen; Manfred Schmidt, Gößnitz; Helga Schiller, Pogreß; Wilhelm Engelmann, Karl-Marx-Stadt; Gerhard Kuhn, Taucha; Michael Abromeit, Halle (Saale); Bärbel Berndt, Markranstädt; Edith Lorentzen, Schwerin; Peter Rüllig, Wittenberge; Rudolf Söllner, Markran-

Wer schreibt uns?

Olja Tschumakowa, 27 Jahre alt, Programmierer (Mathematiker), sucht Brieffreunde in der DDR. Interessen: Musik, Kino, Literatur, Reisen. UdSSR, 462120 Saraktasch, ul. Sowjetskaja 3, kw. 2

Wladimir Ljudwinow, 25 Jahre alt, Student, wünscht Briefwechsel in russischer oder deutscher Sprache, Interessen: Musik, Kunst, sammelt Ansichts-

städt; Brigitte Moritz, Riesa; Ilse Kalix, Nünchritz (Elbe); Margarete Hahn, Köthen; Jürgen Koch, Halberstadt; Silvia Friede, Pasewalk; Helma Schmekel, Strasburg; Christa Wettin, Dresden; Monika Schipke, Eisenhüttenstadt; Elke Dick, Wernigerode; Peter Bellstedt, Mühlhausen; Horst Wille, Rostock; Norbert Bürger, Röversdorf; Johannes Radisch, Mockritz; Ch. Haeßner, Erfurt; Corin Hunstock, Arnstadt; Matthias Reinhold, Johanngeorgenstadt; Rocco Eigenwillig, Waldheim; Christiane Wienert, Potsdam; Hilde Zacharias, Neubrandenburg; Hildegard Krüger, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben; Torsten Hofmann, Tschernitz; Klaus Teichert, Neuhaus-Schierschwitz; Ute Friedel, Steinach.

Je eine Tierfigur aus Speckstein:

Elvira Dossmann, Eggersdorf; Günter Michalski, Magdeburg; Bernd Kalies, Seltendorf; Hannelore von Nessen, Sonneberg; Sylvia Berner, Zecherin/über Usedom; Monika Gebauer, Berlin; Margarete Woltersdorf, Teterow.

Erster Einsender – er erhielt eine Plattenkassette mit Zweilautsängern – war Peter Aschoff aus Basdorf.

Wir gratulieren allen Gewinnern!

Edith und Walter Männel aus Dresden schrieben: „Wir finden es falsch, den ersten Einsender besonders mit Schallplatten zu belohnen, denn die FREIE WELT wird sehr unterschiedlich ausgeliefert." Liebe Familie Männel, Sie waren nicht die einzigen, die sich zu unserer Idee kritisch äußerten. Bei unserem nächsten Völkerschaftsbeitrag über die Kalmyken werden wir die unterschiedlichen Auslieferungszeiten unbedingt berücksichtigen.

Annett Neuner aus Halle-Neustadt wurde durch den Beitrag „Tuwinische ASSR" mit der Serie „Völkerschaften der UdSSR" bekannt. Sie fragte nach den Heftnummern schon veröffentlichter Folgen, um sie sich in der Bibliothek zu besorgen. Hier sind sie: Als Sonderteile erschienen „Die Burjaten" (27/76), „Die Adygen" (40/77), „Die Karelier" (24/78), „Die Südosseten" (17/79), „Die Karakalpaken" (21/80), „Die Tschuktschen" (19/81), „Die Dagestaner" (21/82), „Die Komi" (25/83), „Die Tuwiner" (15/84). Als kleinere Beiträge erschienen: „Die Nenzen" (5/78), „Die Niwchen" (14/78), „Die Gagausen" (11/79), „Die Chanten und Mansen" (15/80), „Die Eskimos" (6/81), „Die Jukagiren" (4/82), „Die Chakassen" (12/82), „Die Nordosseten" (9/83).

Tuwinische Schafzüchter

karten. UdSSR, 460007 Orenburg, ul. 1, Semafornaja, d. 10

Olga Bartalová, 18 Jahre alt, wünscht Briefwechsel mit Jungen oder Mädchen aus der DDR. Interessen: Touristik, Musik, Film. Sprachen: Deutsch, Russisch, Ungarisch, Slowakisch, Tschechisch. ČSSR, 941 41 Bešeňov 384, okr: Nové Zámky

Marian Hoffmann, 30 Jahre alt, möchte gern mit Freunden aus der DDR in polnisch oder englisch korrespondieren. VR Polen, 70117 Szczecin, ul. Milczańska 10/18

Preisfrage

Heft 22/84

Um wieviel Zentimeter wachsen jährlich die kaukasischen Gipfel Elbrus und Kasbek?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung im Heft 24/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 7. November 1984. Auflösung von Heft 20/84: Jupiter. Wir gratulieren Luise Süße aus Jena.

Goldwäsche

Zu Ihrem Beitrag über die modernen Argonauten (FW 17/84) noch eine Frage: Was war denn so kostbar an dem legendären Goldenen Vlies, das die Seefahrer der Antike erbeuteten?

Walter Lehmann, Karl-Marx-Stadt

Vermutlich echtes Gold. Die Nachvollzieher der sagenhaften Reise machten sich im Anschluß an ihre glückliche Landung in der Kolchis auch mit den überlieferten Traditionen und dem heutigen Alltag der Swanen bekannt. Man zeigte ihnen ein altes Verfahren zur Goldwäsche: Ein Schaffell wird in den Bach gesenkt, in der Wolle bleiben goldhaltiger Schlamm und Goldkörner haften…

Kosmos-Schmetterling

Bei dem Titelfoto der Ausgabe 16/84 mit der sowjetischen Kosmonautin Swetlana Sawizkaja fielen mir die weiten verschiedenfarbigen Ärmel besonders auf. Ein neuer Weltraumanzug?

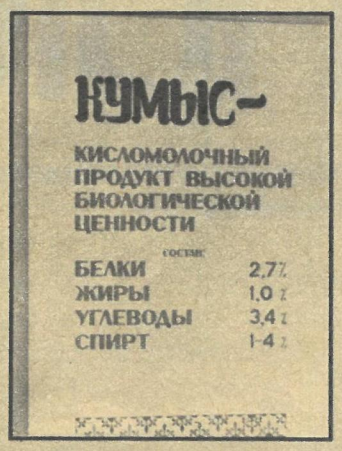
Lutz Schönmeyer, Bad Frankenhausen

Es handelt sich bei der weitärmeligen Schwerelosigkeits-Bluse von Swetlana Sawizkaja nicht um einen neuen „Weltraumanzug", sondern um ein einmaliges Stück der Freizeit-Bordbekleidung für Salut-7. Erstens, weil sich bisher nur eine Kosmonautin in der Orbitalstation aufhielt. Zweitens, weil das Design dem persönlichen Geschmack der sowjetischen Raumfahrerin entsprach. Die Farbgestaltung der gesamten Bordbekleidung berücksichtigt sowohl den persönlichen Geschmack als auch die Ratschläge der Psychologen, um dem Auge in der Isolation der Schwerelosigkeit einerseits ruhende Pole und andererseits Orientierungshilfen zu geben. Bei Kurzzeitflügen, wie sie bisher Swetlana Sawizkaja unternahm (8 Tage und 12 Tage), ist das besonders wichtig, da in den ersten Orbit-Tagen das Orientierungs- und Koordinierungsvermögen fast jedes Kosmonauten stark gestört ist: Wo ist oben und unten? Wo ist rechts und links? Unterschiedliche Farbmarkierungen an der Kleidung sind dabei wichtige Gedächtnisstützen. Das sind nur einige der Motive, denen diese außergewöhnliche Bluse von Swetlana Sawizkaja entsprang.

Karl-Heinz Eyermann

Milch macht munter

Als langjähriger Leser Ihrer Zeitschrift und Molkereifachmann hat mich Folge 5 der Serie „Pferde in der UdSSR" (FW 17/84) unter der Überschrift „Die Molkerei in der Steppe" sehr interessiert und zugleich an eine Reise nach Alma-Ata erinnert. Bei einem Ausflug zum verschwundenen See „Issyk" im Alatau trank ich Kumys bei einer gastfreundlichen Familie. Beim Besuch des „Kumys-Pavillons" auf dem Gelände der Kasachstaner Volkswirtschafts-Ausstellung erfuhr ich einiges über die Zusammensetzung des erfrischenden Getränks. Mein Foto zeigt das Hinweisschild.



Manfred Kahle, Magdeburg

Hier die Übersetzung: Kumys – ein Sauermilchprodukt von hohem biologischen Wert. Gehalt: Eiweiß 2,7%, Fette 1,0%; Kohlenhydrate 3,4%; Alkohol 1–4%. Wie man diesem Brief entnimmt, liegt nicht alles Glück der Erde auf dem Rücken der Pferde. (Sucht man fleißig weiter, kommt es aus dem Euter.)

Noch ein kleiner Nachtrag zu „Pardubice" (Auflösung der Pferde-Preisfrage Folge 6, FW 20/84): Selbst die Ostböhmischen Bäckerei- und Konditoreibetriebe, wo die erwähnten Pardubicer Lebkuchen hergestellt werden, reiten ihr Steckenpferd, wie das Firmenzeichen beweist.

„Spanner"

Ich möchte Sie auf einen Fehler aufmerksam machen. In dem Beitrag: „Der Irrtum der Propheten" (FW 20/84) macht nicht der ehemalige Hohe Kommissar der USA-Regierung McCloy den Klimmzug an der Mauer, sondern der Exgeneral Lucius D. Clay während eines Privatbesuchs in Westberlin. Am Ende haben Sie recht. Die Zeit ist über beide Figuren längst hinweggegangen.

Alfred Jaeger, Schwedt

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Herzen in seiner Hand

Herzchirurgen brauchen für ihre Arbeit ein hohes Maß an physischer und psychischer Kraft. Das bringt das Tagebuch des bekannten sowjetischen Chirurgen Nikolai Amossow (FW 19–21/84) für alle verständlich zum Ausdruck.

Monika Hamacher, Cottbus

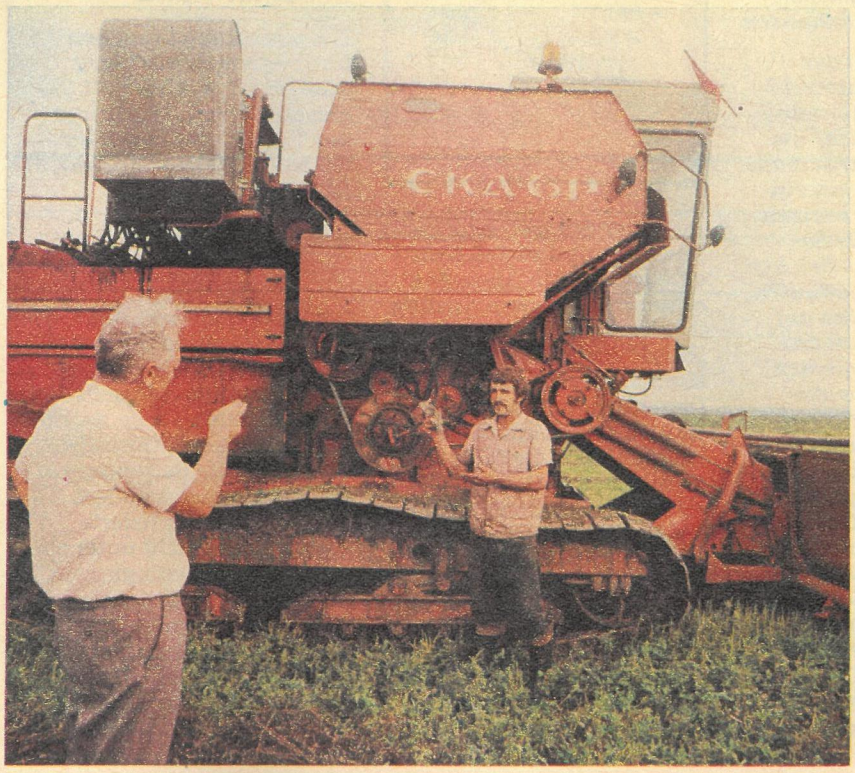
Ich habe seinerzeit das Buch „Herzen in meiner Hand" gelesen. Die neuen Aufzeichnungen fesseln mich genauso. Ohne Resignation bemerkt Amossow, daß nicht alle Patienten ein Wort des Dankes äußern. Würden so komplizierte Operationen nicht unter sozialistischen Bedingungen ausgeführt, müßte man wohl sein Leben lang die Kosten dafür abzahlen. Das sollte man auch bedenken.

Rosemarie Kathert, Dresden

Sie haben viel zu lernen – die Sorten, die erst Sorten werden wollen. Noch bescheidener als ihre Vorgänger sollen sie, Kinder der Subtropen, in ihren Ansprüchen sein an Wärme und Feuchtigkeit, standhafter gegen Steppenstürme, robuster gegenüber aufschießendem Unkraut und tierischen Schädlingen. Als nördlichste Vorposten ihrer Sippe dazu bestimmt, Höchsterträge zu bringen nicht nur am fernöstlichen Amur oder am Balchasch-See, sondern neuerdings sogar in den Mündungsbereichen von Dnepr und Don. Die Pionierarbeit, die hier bei Krasnodar geleistet wird vom Zentralen Reisforschungsinstitut der UdSSR, kommt heute schon den Landwirten Bulgariens und Rumäniens bei ihren ersten Schritten zur Einführung des Reisanbaus in Schwarzmeernähe zugute. – Der Mähdrescher übrigens ist auch ein Versuchsmodell. Durch Umrüstung seines Innenlebens bringt man ihm bei, das strähnige Erntegut Reis bei ständig anschwellender Bestandsdichte ohne Magenbeschwerden zu „verdauen".

REIS in der Schule

Ein Beitrag von Hans Frosch (Text) und Detlef Christel (Fotos) in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit APN



Sowchosdirektor Marinenko: „Glaubt's oder glaubt's nicht – bis zu sechs Meter Höhe erreichen die Schilfspitzen der ‚Kuban-Taiga'!"

In hintergründigem Scherz nennt sich Nikolai Maximowitsch Marinenko einen Torfbauern... Tatsächlich. Wo die Reisfelder des von ihm geleiteten Sowchos „Ardinski" enden, da beginnt die Wildnis: ein undurchdringlicher Dschungel aus Schilfrohr, mit armstarken Wurzeln im Morast verankert. Fauliges Brackwasser steht in Tümpeln, Brutstätte blutgieriger Mücken. Nur – von der Wildnis blieb hier nicht mehr als ein Rest; das Unland am Kuban zwischen Krasnodar und dem südöstlichen Ufer des Asowschen Meeres ist weit zurückgedrängt. Auf Neuland steht der Sowchos, der vor zwanzig Jahren als recht bescheidenes Unternehmen in einem ehemaligen Kosakendörfchen gegründet wurde. Reis sollte das Hauptprodukt sein. Der Boden dafür war nur durch Rodung zu gewinnen; was sich eignete für Wiesen und Weiden, für Gerste, Mais und Weizen, hatte längst seine Nutzer.

Zusammen mit den Melioratoren von GLAWKUBANRISSTROI, der Verwaltung für Wasserwirtschaft im Reisanbaugebiet, gingen Brigaden der Bauern und Landarbeiter gegen die Sümpfe vor. – „Bei aller technischen Ausstattung eine Schinderei", erinnert sich der Direktor. Oft konnte nicht einmal vom Hubschrauber aus ein Standort für die Vermesser gefunden werden. Bagger, die Entwässerungsgräben ziehen sollten, wurden auf Pontons gesetzt, damit sie nicht hoffnungslos versackten.
Trocknete endlich die Torfschicht, dann entwickelte sie einen feinen, ätzenden Staub, der auf der Haut, vermischt mit dem Schweiß, unerträglichen Juckreiz verursachte. Transportable Duschanlagen mußten her; keiner konnte länger als eine halbe Stunde arbeiten, ohne sich gründlich abzuspülen. Im Sommer krochen Schwelbrände unsichtbar durch den Torfgrund. – „Es kam vor, daß Fahrzeuge fast zwei Meter tief einbrachen in ein solches glimmendes Teufelsnest."

Wie alt ist eigentlich der Reis? – Mehr als eine Antwort gibt es auf diese Frage... Aus versteinerten Hinterlassenschaften der einstigen Pflanzenwelt geht hervor, daß der Reis – eines der stärkeanreichernden Gräser, von denen sich in fernster Zukunft einmal eine Säugetiergattung namens Mensch ernähren sollte – zu den Zeitgenossen der Dinosaurier gehört. Vor 200 bis 150 Millionen Jahren war es, als er auf der Erde erschien. In landwirtschaftliche Erziehung wurde er aus solcher Sicht vor kurzem, vor längstens 7000 Jahren genommen.

Nach dem Territorium der heutigen Sowjetunion könnte der Reis mit den Verpflegungsfuhren im Heerzug Alexanders des Großen gekommen sein; es ist sicher, daß vor reichlich zweitausend Jahren die mittelasiatischen Baktrier Überschwemmungskulturen am Amu-Darja unterhielten.

Vor fünfzig Jahren schließlich unternahm man den Versuch, Reis in den europäischen Teil der UdSSR einzubürgern. Die besten Voraussetzungen dafür bot die Mündungsebene des Kuban. Um 1930 begannen zwischen dem Fluß und seinem Nebenarm Protoka die Arbeiten zur Gewinnung der ersten sechzig Hektar. Spaten, Schubkarren und ein paar Pferdegespanne – das war das Gerät der Leute vom Kolchos „Krasnoarmeiski". Nur winzige Abschnitte, keiner größer als einige Zehntel Hektar, konnten sie eindämmen. Bauern aus Usbekistan zeigten ihnen, wie das exotische Gewächs zu pflegen war und wie es geerntet werden mußte.
Heute nimmt der Reis am Kuban 255 000 Hektar ein, wobei in jedem Jahr lediglich 170000 Hektar Ähren tragen. Über die Differenz wird unter dem Stichwort „Kuban-System" noch zu reden sein.

Ein Meer bewährt sich

Reisfelder sind das ebenste Stück Landschaft, das sich einer denken kann. Zwischen Lehmdämmen Geviert an Geviert, Wasserlauf hinter Wasserlauf – alles gleich hoch, besser: gleich niedrig, als einzige Erhebung hier und dort ein Pumpenhäuschen für das unentbehrliche Naß.
Eben, ebener, am ebensten... was für ein Unsinn. Eben ist eben, und ebener geht's nicht. „Geht es kaum", erwidern die Melioratoren. Die Abweichung von der Horizontalen, die sie sich für das Bett eines Feldes gestatten dürfen, beträgt plus/minus fünf Zentimeter. Von der exakten Regulierung des Wasserstandes hängt das Wachstum der Pflanzen ab, ungleichmäßige Bewässerung innerhalb des gleichen Bestandes würde sofort zu Mindererträgen führen.
Ein paar Schritte den Damm hinab – da stand er vor uns, dicht wie Tropendschungel, der Reis vom Jahrgang 1984. Aber: noch in den ersten Septembertagen mehr grün als gelb und mit den Stengeln tief im Wasser. „Pflanze Reis, und du hast hundert unruhige Nächte", sagt ein altes Sprichwort. Nikolai Marinenko, verantwortlich für den Körnersegen von 4500 Hektar, hatte noch etliche mehr, weil in diesem Jahr sommerliche Hitze auch am Kuban rar blieb und die Einbringung des Gewachsenen zum Wettlauf werden sollte mit dem regendrohenden Herbst.
„Gewitter hin, Wolkenbrüche her", knurrte der Sowchosdirektor und musterte das endlose Grün, das sich zu gilben weigerte, mit einem drohend-entschlossenen Blick, wie ihn hoch vom Sattel seine Vorväter ausgesandt haben mögen. „Nur ein Ding zählt", sagte er. „Daran werden wir gemessen. Stabile Erträge unter allen Umständen."
Was bedeutet, hinter dem bisherigen Rekord des Sowchos, den 59 Dezitonnen pro Hektar im vorigen Jahr, nicht wesentlich zurückzubleiben. Dabei könnte der sogar

Das „Meer von Krasnodar" – Blick auf die Hauptstaumauer. Links der Hafen mit Mole und Schleusenbereich, rechts das doppelte Wehr, das in den künstlich befestigten Lauf des Kuban mündet (unter der Kranbrücke, die Sammelrinne für aufsteigende Fische).

noch übertroffen werden, wenn das Wetter sich nicht von der allerunfreundlichsten Seite zeigte. Es gab Abschnitte, vor denen Marinenko seine Stimme zum Flüstern senkte. „Siebzig Doppelzentner stehen hier auf dem Halm. Garantiert. Mancher würde noch mehr schätzen." – Siebzig Dezitonnen. Die Ardinsker stoßen damit in Regionen vor, die dem Ertragsniveau führender Erzeugerländer entsprechen; unter weit günstigeren natürlichen Verhältnissen bringen Japan und die Koreanische Demokratische Volksrepublik im Durchschnitt etwas mehr als sechzig Dezitonnen vom Hektar ein.

★

Mit dem neuen hydrologischen Regime konnten sich bisher nur die Störe nicht befreunden. Sie stoßen in wortwörtlichem Sinne an den Damm, der plötzlich ihren erotisch bedingten Wandergelüsten im Wege steht. Schließlich finden sie zwischen Absperrgittern eine Rinne, aber das ist nur eine hinterlistige Falle: Ein finsterer Behälter schnappt hinter den vom Meer aufsteigenden Fischen zu. Wenn ihrer genug beisammen sind, gerät der Container ins Rütteln und Schwanken. Eine Kranbrücke befördert ihn über Mauerhöhe hinweg ins Staumeer.

Doch vor allem die sensiblen Störe bleiben von so ungewohnter Behandlung noch lange geschockt, ratlos drängen sie sich vor der Innenkante der Mauer, obwohl die stromauf kein Hindernis mehr bildet. Damit die Fische das freie Wasser schneller gewinnen, fährt man die Kranbahn bis zum äußersten Ende aus – dennoch funktioniert das Verfahren noch nicht richtig. Die Ichthyologen (Leute, die über Fische alles wissen müßten) knobeln an Verbesserungen.

Vielleicht wäre es leserfreundlicher, zunächst vom Kuban zu sprechen… Dieser verhältnismäßig kurze, vom Schnee georgischer Berge gespeiste Fluß führt in reichlich zwei Monaten, zwischen Mai und Juli, fast sein gesamtes Wasserdargebot zu Tale (oder zu Meere, wenn jemand die genauere Bestimmung vorzieht). Reiswirtschaft jedoch benötigt über längere Fristen einen abrufbaren Vorrat.

Bis zu 18 000 Kubikmeter Wasser fluten in einer einzigen Vegetationsperiode über den Hektar. Also mußte ein Stausee her. 1969 war Baubeginn. Eine Armada von Schreitbaggern, Schwimmbaggern, Planierraupen, Schürfkübelwagen und Kippfahrzeugen trat in Aktion, und 1975 erstreckte sich ein Binnenmeer an Krasnodars östlichem Stadtrand, 46 Kilometer lang, bis zu 9 Kilometer breit, 15 bis 20 Meter tief. Speicherkapazität drei Milliarden Kubikmeter, als Reserve Raum für weitere 700 Millionen. Mit eigenen Augen haben wir an der Dammkrone, in roter Ölfarbe aufgetragen, die bisherige Höchstmarke gesehen: „3,1 Milliarden m³/31. 5. 80."

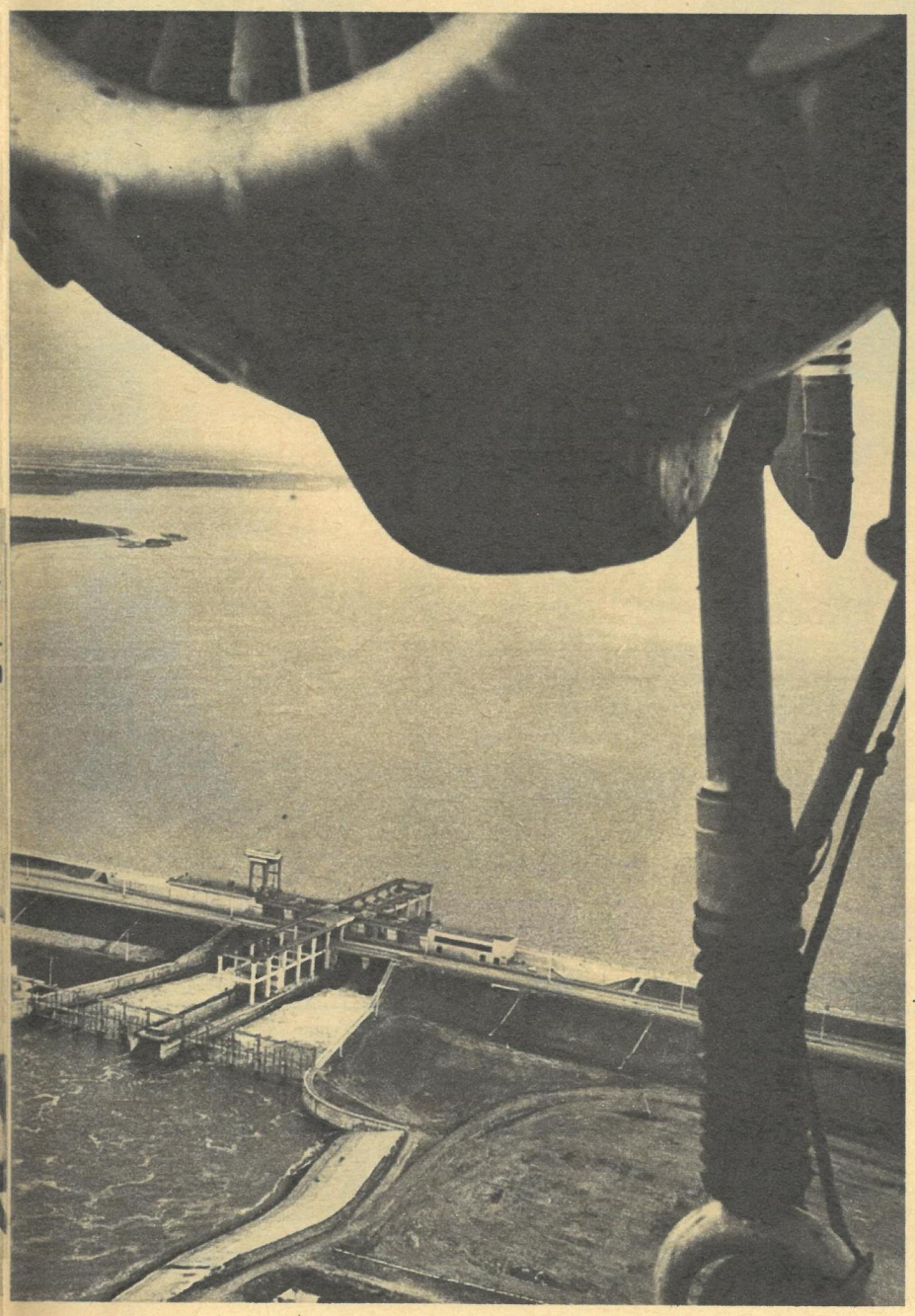
Das war am wilden Kuban die erste größere Überschwemmung, die nicht stattfand! 1967 gab es die letzte, mit Millionenschäden an Gebäuden, Verkehrswegen, Betrieben, Erdölfeldern, mit hohen Verlusten an Vieh und Nahrungsgütern. Dann im Frühjahr 1980 erreichte der Zustrom über zweitausend Kubikmeter pro Sekunde. Alles wurde aufgefangen, der Damm vor Krasnodar hatte seine Bewährungsprobe bestanden.

Allerdings, Chronistenpflicht gebietet anzumerken, daß einer unablässig an der Einebnung des neuen Bauwerks arbeitet. Das ist der Kuban selber, der von seinem sandigen Grund große Massen Schwemmgut in das Becken befördert. Doch bevor er es ganz auffüllen kann, treten Bagger in Tätigkeit. Als feiner Bausand auf Schuten verladen, wird die unerbetene Gabe einer nützlichen Verwendung zugeführt.

Für den Reis muß man Wasser nicht nur sammeln, sondern auch bis zum entferntesten Feldrand verteilen. An der unteren Strecke des Flusses zweigen über die Betonwehre der Hauptverteiler künstliche Wasserläufe ab, die den einzelnen Anbaubereichen – jedes im Umfang von etlichen Zehntausend Hektar – das angeforderte Maß zuführen. Dabei sind Bedarfsermittlung und Steuerung der Pumpen schon heute weitgehend automatisiert; der Tag, an dem ein elektronisches Rechenzentrum die selbständige „Verantwortung" für alle Vorgänge um den Reis übernimmt, ist nicht mehr fern.

Volkswirtschaftliche Werte von mehreren Milliarden Rubel haben die Arbeiter des Wasserbaubetriebes GLAWKUBANRISSTROI geschaffen. 34 000 Kilometer Wasserläufe verschiedener Größenordnung, 1300 Pumpstationen, 1340 Kilometer Signaltrassen sowie 11 000 Kilometer Straßen und fester Wege gehören zu ihrer Bilanz. Unter den Nutznießern ihrer Tätigkeit befinden sich nicht nur die Reisanbauer, sondern auch Binnenschiffer, Trinkwasserverbraucher und Wassersportler. Und nicht zuletzt die Fischer.

Für sie hat GLAWKU… Sie wissen schon – eine Fischzuchtanstalt nebst kompletter Wohnsiedlung hingestellt. Der Grund des Stausees wurde besonders sorgfältig planiert und von Hindernissen befreit, um der Schleppnetzfischerei



REIS in der Schule

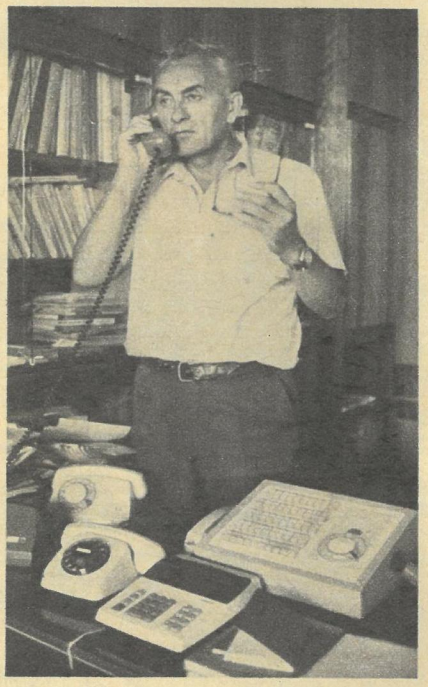
mit modernen Kuttern beste Bedingungen zu schaffen. Auf 76000 Jahrestonnen stieg das Fangergebnis. Es sind auch wieder Störe in den Maschen.

Wildlinge unerwünscht

Ein prüfender Blick auf den unentbehrlichen Pegelstab in der Erde des überschwemmten Feldes, dann stiegen die Frauen mit ihren Gummistiefeln in den Reis. Galant bot der Brigadier seinen Kolleginnen Hilfestellung, trug die kleinste auf seinen Armen über eine Rinne. Handarbeit im Sowchos „Ardinski" – schwer zu vereinbaren mit der Vorstellung von industrieähnlicher Großproduktion.

„Ganz ohne geht's nicht", sagte der Direktor. Saatreis stand auf jenem Abschnitt, und der muß kurz vor der Ernte noch einmal besonders sorgfältig durchgesehen werden. Warum? Weil sich an jeder Stelle unter den vom Menschen kultivierten Reis (Oryza sativa) auch Abkömmlinge der Wildformen (Oryza fatua und O. minuta) schmuggeln. Ihre Pflanzen, die sich während des Wachstums nicht von den braven Leistungsbringern unterscheiden lassen, sind ohne Erbarmen auszuraufen. Denn wehe, wenn die Wildlinge mit dem Saatgut zur Vermehrung gelangen! Auf Kosten der Intensivsorte machen sie sich auf den Anbauflächen breit und mindern – schlimmer als das schlimmste Unkraut – die Erträge um Dezitonnen. – „Womöglich helfen uns eines Tages Selenstrahler, ‚falsche Kantonisten' frühzeitig zu entlarven." So

Fortsetzung Seite 50



Professor Aljoschin, Zentrales Institut für Reisforschung in der UdSSR: „Reis – mit seinen Potenzen Weltmeister der Nahrungsgräser."

Von der Entwicklung des Reisanbaus in der UdSSR

	1960			1970			1980		
	Bruttoernte	Anbaufläche	Hektarertrag	Bruttoernte	Anbaufläche	Hektarertrag	Bruttoernte	Anbaufläche	Hektarertrag
insgesamt	186 500 t	95 000 ha	19,7 dt	1 279 300 t	350 000 ha	36,5 dt	2 791 300 t	666 000 ha	41,9 dt
RSFSR	70 200 t	35 000 ha	20,2 dt	603 200 t	153 000 ha	39,5 dt	1 468 000 t	377 000 ha	38,9 dt
Ukrain. SSR	400 t	200 ha	22,5 dt	164 700 t	32 000 ha	51,2 dt	145 000 t	37 000 ha	39,2 dt
Usbek. SSR	58 800 t	32 000 ha	18,9 dt	184 900 t	64 000 ha	29,3 dt	507 000 t	105 000 ha	48,2 dt
Kasach. SSR	23 100 t	12 000 ha	18,6 dt	276 700 t	81 000 ha	33,6 dt	613 000 t	131 000 ha	46,8 dt
Tadsh. SSR	10 200 t	5 000 ha	22,6 dt	27 200 t	7 000 ha	36,0 dt	28 000 t	6 000 ha	43,8 dt

Nach „Narodnoje Chosjaistwo SSSR" – die relativ geringen Anteile der Aserbaidshanischen, der Kirgisischen und der Turkmenischen SSR wurden bei unserer Wiedergabe nicht berücksichtigt.

REIS in der Schule

der Direktor Nikolai Marinenko. Den Tücken des Reises muß man mit einem Sack voller Kniffe begegnen. Ein Facharbeiter des Sowchos, der üblicherweise von der Aussaat bis zur Ernte seine vierzig, fünfzig Hektar betreut, hat über Jahre hinweg „Lehrgeld" zu zahlen, bis er sich für einen erfahrenen Reiserzeuger halten darf.

Eine Handbreit Wasser zuwenig – und die Halme verdorren, eine zuviel – und die Ähre fault. Einmal ist dem aufgehenden Reis der Boden zu kalt; ein andermal wird ihm vor der Reife das Wasser zu heiß, es muß binnen Stunden gewechselt werden. Und einer so heiklen Feldfrucht, in Südostasien von Millionen Arbeitshänden gehegt, will man auf den menschenleeren Riesenflächen ferngesteuerter Anbauzonen hohe Ernten abgewinnen?

GLAWKUBANRISSTROI, das Tiefbaukombinat mit seinen bodenbrechenden Maschinen und dem zungenbrecherischen Namen, hat den Beweis bereits erbracht – durch ein eigenes technologisches Konzept, das „Kuban-System". Grundbaustein ist der „Tschek", ein eingedeichter Feldabschnitt, Einheitsmaß: sechs Hektar. Die „Tscheks" gruppieren sich zum Viererverband mit gemeinsamem Anschluß an die Zufluß- und die Abflußregulierung. Sechs Viergruppen bilden eine „Anbautafel" von 150 Hektar, acht Tafeln wiederum den autonom bewirtschafteten „Fruchtwechselkomplex".

Das scheint der Kern des Rezeptes: pedantisch genaue Unterteilung (Unifizierung) der Flächen, dazu eine biologisch begründete Fruchtfolge. Von jeweils acht Tafeln (insgesamt 1200 Hektar) werden fünf mit Reis bestellt und zwei mit dem stickstoffhinterlassenden Futtergras Luzerne; Bodengestalt und Humusvorrat der achten werden von den Tiefbauern in die Überholungskur genommen (wobei diese die fruchtbare Schicht streifenweise zusammenrollen, um ungestört planieren zu können).

Wer den agrotechnischen Empfehlungen folgt und hochwertiges Sortengut verwendet, dem garantieren die Entwerfer selbst bei einem mäßig warmen Klima Durchschnittserträge um die vierzig Dezitonnen. Ungarische Landwirte, die das System zunächst auf dem halben Areal von 600 Hektar erprobten, haben jetzt die Lizenz gekauft.

Bleibt noch zu sagen, daß die Melioratoren vom Kuban neben der laufenden Betreuung der jüngeren Anbausysteme schon einen großen Teil älteren Reislandes „rekonstruiert" haben. 60 000 Hektar stehen noch zur Generalreparatur an; vor allem sollen die Feldgrößen erweitert und die Bewässerungsanlagen effektiver gestaltet werden. Was für ein Aufwand einzig um die Kultur Reis! Die muß ja ihre Erzeuger tief ins Defizit… Irrtum. Bilanzen ergeben: Jeder Hektar Reis in der Region Krasnodar trägt einen jährlichen Gewinn von 500 Rubeln.

Ernten vom Quadratmeter

Die Vögel des Schilfwaldes sind umgezogen in die Reisfelder. Leichter als jemals erlangen Greifvögel wie die über dem deckungslosen Gelände kreisenden Rohrweihen ihre Beute. Aus den künstlichen Wasserläufen bedienen sich Graureiher von dem wimmelnden Angebot an Kleinfischen, in der Nachbarschaft großflügliger Möwen hocken zierliche weiße Seidenreiher zu Dutzenden am Feldrand. Alle nicht im mindesten furchtsam, erst auf kürzeste Entfernung streichen sie vor dem Fußgänger ab. Den Gipfel der Vertrauensseligkeit demonstrierte die gelbbraun gestreifte Rohrdommel. Dieser als äußerst scheu beschriebene Sumpfvogel ließ freistehend ein Auto an sich vorüberfahren; nur die eigentümliche „Pfahlhaltung" mit emporgerecktem Schnabel nahm er ein, als befände er sich noch mitten in den Schilfhalmen.

Nikolai Marinenko: „Wovor sollte er Angst haben… Niemand hier tut den Vögeln etwas. Sie stören uns nicht, richten keinen Schaden an. Die Schwäne allerdings, an denen sich die Poeten so begeistern, sind bei uns weniger willkommen, wenn sie in Saatfeldern genüßlich nach jungen Pflanzentrieben gründen."

Über wilden Reis und halbwilden denkt Professor Aljoschin ganz anders als der Leiter des Sowchos. Für den Direktor des Zentralen Reisforschungsinstituts und seine Selektionäre stellt ein unscheinbares Feldstück mit einer Versammlung kleinwüchsiger Pflanzen, spärliches Korn an kümmerlichen Ährenbesen, eine genetische Schatzkammer dar, aus der sie bei ihren Neuzüchtungen schöpfen.

Der Reisanbau am Kuban begann mit einer einzigen Sorte, der aus Korea stammenden, in Mittelasien vermehrten „Kendso". Fast zehn Jahre vergingen, bis das neu gegründete Institut die erste, für die Verhältnisse der Gegend entwickelte Sorte vorstellen konnte.

„Auf die Verhältnisse kommt es an", sagt der Professor, „die klimatischen wie die gesellschaftlichen." Er schildert, wie abweisend noch um 1975 seine Mitarbeiter – zwanzig Neuzüchtungen im Gepäck – in dem berühmten internationalen Forschungszentrum auf den Philippinen empfangen wurden. Keiner wollte sich mit ihnen auf ein Gespräch einlassen. ‚Sowjetunion, Rußland. Das war gleich neben der Arktis. Was konnten Leute von da über Reis erzählen.'

Inzwischen gibt es rege gegenseitige Besuchstätigkeit, ein Vertrag über Zusammenarbeit wurde geschlossen. „Ein hervorragendes Institut, gute Wissenschaftler", urteilt Professor Aljoschin aus eigener Kenntnis. „Doch die Arbeit dort unterscheidet sich nach ihren Zielen grundsätzlich von der unsrigen."

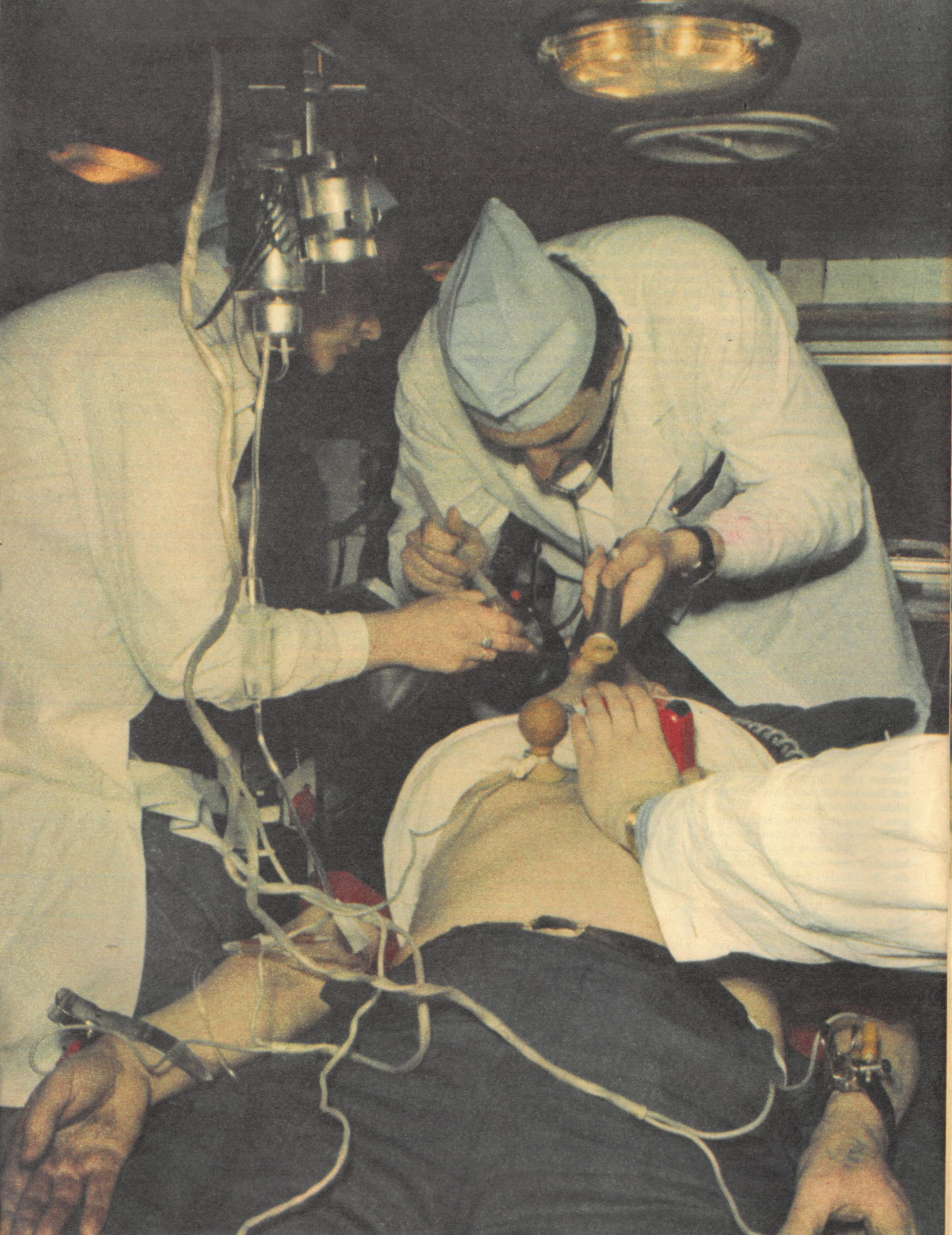
Jewgeni Pawlowitsch Aljoschin, Pflanzenphysiologie, korrespondierendes Mitglied der Akademie für Landwirtschaftswissenschaften, weist nach, daß die Fortschritte der Reiskultur, wie sie von Genetikern aus kapitalistischen Staaten vor allem den Entwicklungsländern offeriert werden, auf der ‚selbstverständlichen' Voraussetzung beruhen, es werde sich an den bäuerlichen Eigentumsverhältnissen nichts ändern. Kleinparzellen, Kleineigentümer, Familienwirtschaft – darauf sei alles abgestimmt, faktisch eine Verewigung von Armut und Rückständigkeit.

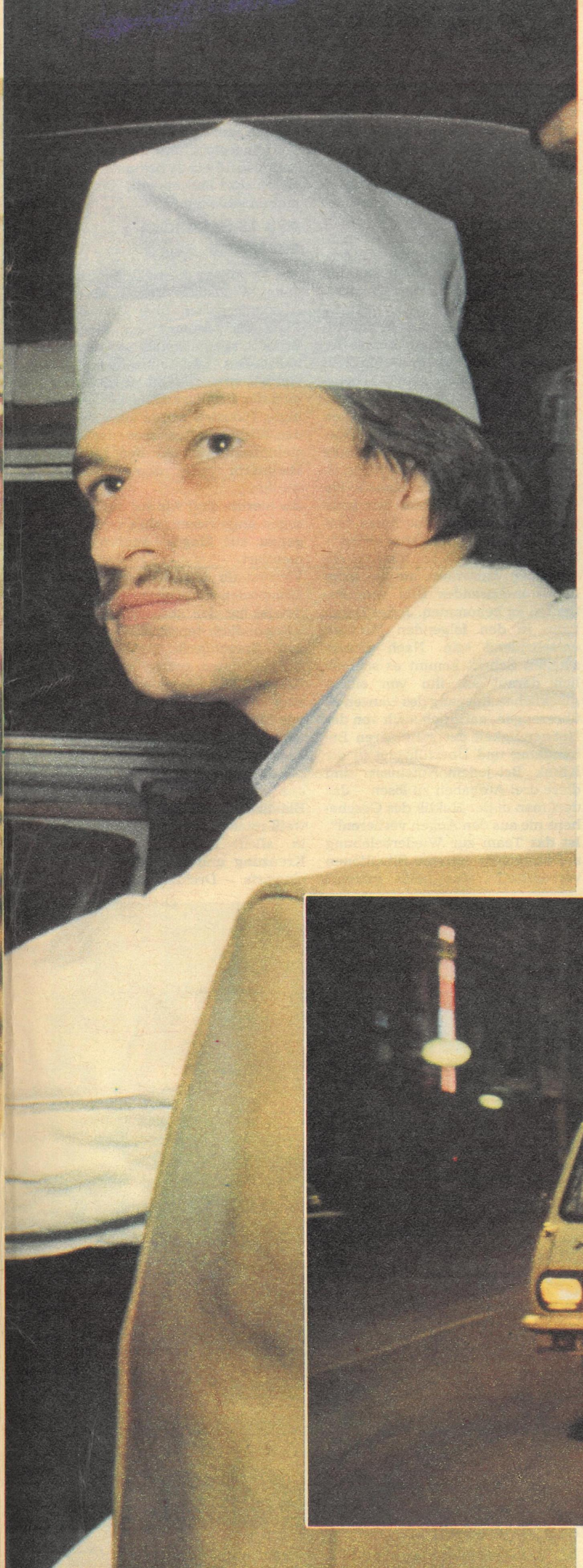
„Experten haben am Anfang gelacht über unsere großtechnische Konzeption. Aber heute will im Ernst keiner mehr bestreiten, daß wir den Weg zeigen, wie der Reis am wirksamsten zur Lösung des Nahrungsmittelproblems in der Welt beitragen könnte. Mit den Errungenschaften der Biochemie und der modernen Bodenbearbeitung, mit einem programmgesteuerten System, das optimale Wachstumsbedingungen erzeugt, brauchten elf, zwölf Tonnen Reis vom Hektar nicht das letzte Wort der Pflanzenzüchter zu bleiben."

Demnächst werden im Institut von Krasnodar jährlich drei Generationen Reis zur Reife gelangen – allerdings auf wenigen Dutzend Quadratmetern. Im Bau ist ein Phytotron, dessen Klimakammern jede gewünschte Wetterlage simulieren, vom eisigen Nebel bis zur Gewitterschwüle. Die besten, aus Tausenden ausgewählten Elternpflanzen legen darin mit einigen Gramm vom Quadratzentimeter ihr Examen ab für die Ernten kommender Jahrzehnte.

Ergänzungsfoto: J. P. Petschakowsk

Frische Pflanzen zur Analyse neuer Sorten. Unter anderem werden die Blattoberflächen ausgemessen.





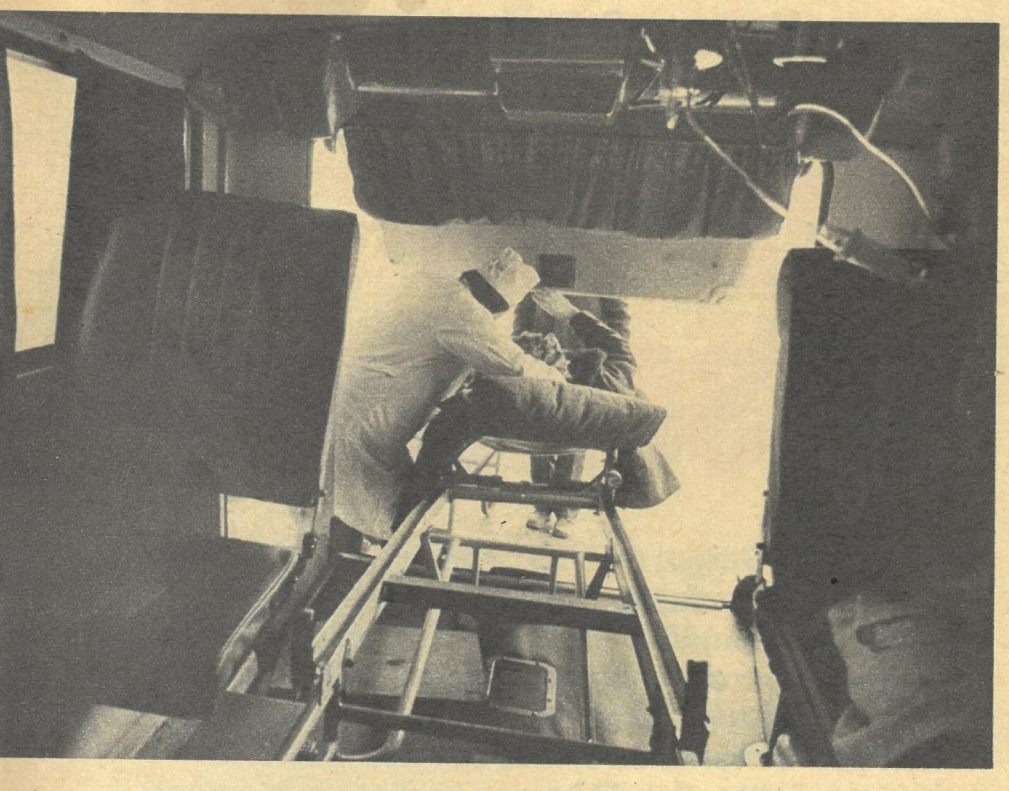
Von Beruf: Lebensretter ... FREIE WELT erlebte den Einsatz einer rollenden Reanimationsgruppe der Moskauer Schnellen Medizinischen Hilfe, bei dem

Minuten entscheiden

Herzattacke! Sergej (rechts) konzentriert sich auf den Monitor, wo das grüne Pünktchen schon gefährlich unregelmäßig über den Bildschirm hüpft. Lena (links) bereitet die künstliche Beatmung vor. Wladimir Segienko (Bildmitte) greift zu den Elektroden des Defibrillators, falls der Lebensmotor aussetzen sollte. Schrill heulen in diesem Moment die zwei Sirenen auf dem Dach des rot-weißen Rettungswagens auf (Foto unten). Mit leicht verminderter Fahrt und Sondersignal rasen wir bei Rot über die Kreuzung. Bremsen quietschen in den Seitenstraßen, Passanten zucken zusammen und starren dem dahinjagenden Fahrzeug hinterher.

Ein Beitrag unserer Moskauer Korrespondenten Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos).

Minuten entscheiden



Viktor, unser Chauffeur in dieser Schicht, gibt wieder Vollgas, läßt das Martinshorn eingeschaltet. Ob nun Intuition oder Berufserfahrung aus einem Jahrzehnt beim Rettungsdienst – selbst vorn am Steuer spürt er, daß jetzt in der rollenden Intensivstation jede Minute zählt. Kein Fehler, der nicht der letzte sein könnte! Der Arzt und seine beiden Helfer haben wortlos den Kampf mit dem Tod aufgenommen... Mit sanftem Ruck halten wir vor der Auffahrt zur Klinik Nr. 1, wo das über Funk beorderte Spezialistenteam schon im Operationssaal wartet. Ganze zwanzig Sekunden, vom Rettungswagen bis dorthin, bleibt das kranke Herz auf sich selbst angewiesen.

„Viel mehr hätte es auch nicht ausgehalten", meint später Wladimir Segienko. „Setzen Atmung und Kreislauf ganz aus, kann es bereits nach wenigen Minuten zu bleibenden Schäden im Gehirn kommen. Mitunter sind dann alle Bemühungen des Notarztes umsonst gewesen. Es gleicht zuweilen einer Sisyphusarbeit, wenn der Arzt, eingezwängt zwischen der Liege und dem Autodach, mit seiner ganzen Kraft auf den Brustkorb des vom Tode Gezeichneten drückt, das Herz zwischen Brustbein und Wirbelsäule zusammenpreßt und so versucht, das Blut aus den Herzkammern in die großen Arterien zu drücken... Der Apparat für die künstliche Beatmung leistet inzwischen Schwerstarbeit, für die man sonst zwei weitere Hände brauchen würde... Dutzendmal muß der Defibrillationsapparat eingesetzt werden, um mit den Stromstößen das gefährliche Herzflimmern zu beseitigen... Manchmal möchte man die Hände sinken lassen", sagt der junge Arzt. „Doch außer uns dreien gibt es für den Menschen da auf der Liege in diesen Augenblicken vor uns niemanden mehr auf dieser Welt... Plötzlich – das Herz hat wieder rhythmisch zu schlagen begonnen. Die starken Stromimpulse haben es wieder zum Schlagen gebracht."

Auf den Extremfall vorbereitet

Für den Kardiologen begann dieser Tag wie viele andere Arbeitstage, seit er vor zwei Jahren zur Schnellen Medizinischen Hilfe übergewechselt ist. Nach den zwei dienstfreien Tagen zuvor war er schon früh aufgestanden, ein paar Kilometer im Dauerlauf gerannt („um richtig in Trab zu kommen!") und dann noch zum Schwimmen gewesen. („Eigentlich mein einziges Hobby, wenn ich überhaupt so etwas habe.") Gewiß, als Mediziner wüßte er bequemere Mittel, Körper und Geist für die folgende Anspannung auf Hochtouren zu bringen. Doch innerhalb von zwölf Stunden – so lange dauert seine Schicht – muß er menschlicher Erschöpfung und dem Tod oft genug in die Augen blicken, um nicht den Preis der Einnahme von Aufputschmitteln und einer unnatürlichen Lebensweise zu kennen...

Was halten Sie bei einem solchen Noteinsatz für das Wichtigste? „Vieles hängt davon ab, daß der Kranke an den Arzt glaubt. Das zu erreichen, ist nicht einfach. Manche Patienten schweigen, wenn wir kommen, kein Wort ist aus ihnen herauszukriegen, andere aber reden – in jedem Fall muß ich als Arzt ein Gespräch versuchen, um ein möglichst umfassendes Bild vom Patienten zu bekommen. Jedes Detail kann in den folgenden Minuten entscheidend sein. Nach diesem zweiten Schritt kommt es schließlich darauf an, ihn von einem glücklichen Ausgang des Ganzen zu überzeugen, natürlich auch von der Notwendigkeit der stationären Behandlung und Überführung in die Klinik. Bei jedem Noteinsatz sind diese drei Aufgaben zu lösen – das darf man in der Hektik des Geschehens nie aus den Augen verlieren!"

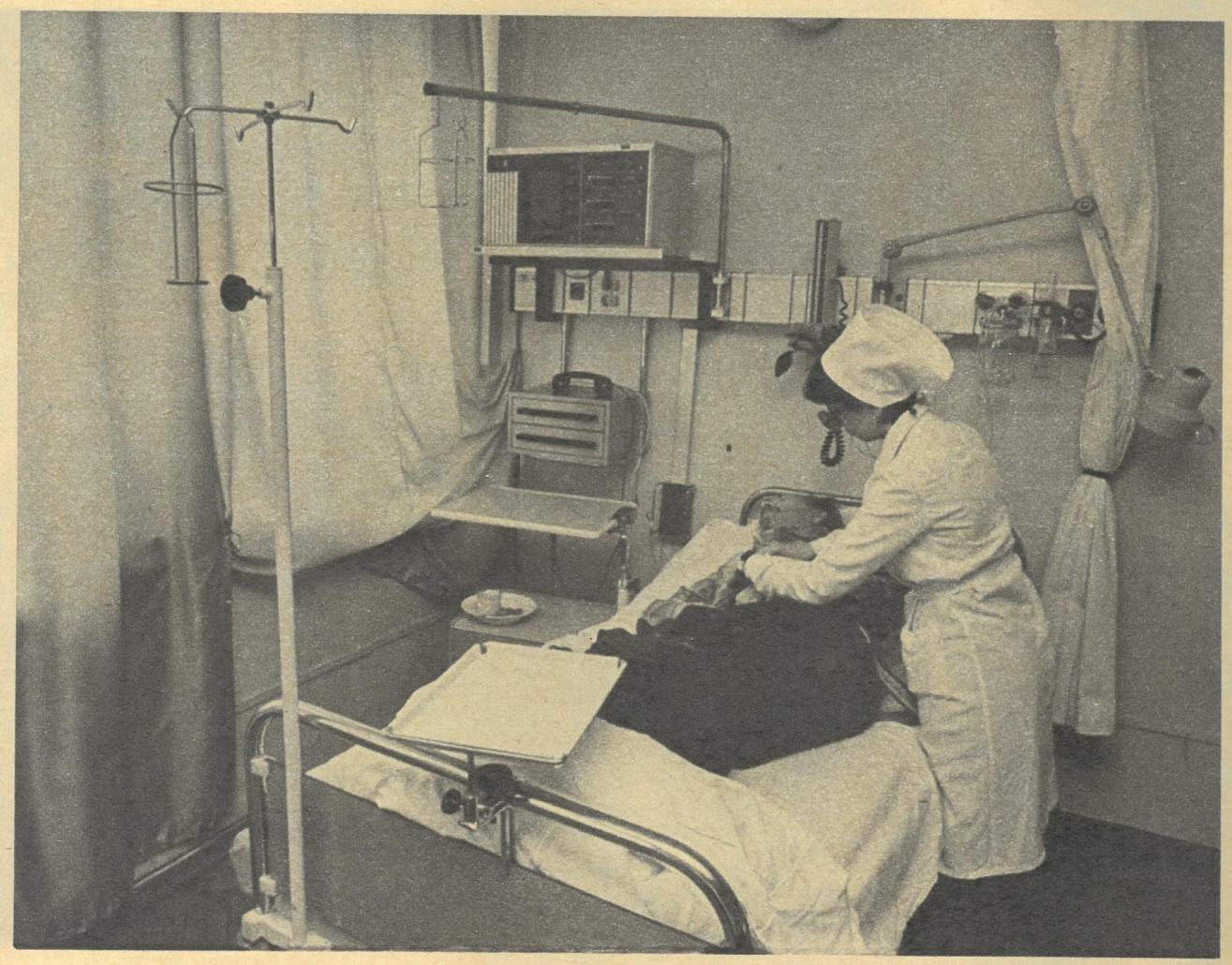
Ist das Team zur Wiederbelebung auf besonders extreme Situationen vorbereitet? „Was heißt extrem? Selbstverständlich sind wir mit unseren Instrumenten und Medikamenten auch auf den klinischen Tod eingestellt und können innerhalb von 10 bis 20 Sekunden, wenn ein solcher Fall eintritt, die Reanimation einleiten."

Alle 13 Sekunden ein Notruf

Am Vormittag dieses Tages trieben kalte Windstöße das Laub vom Alexandergarten über den Roten Platz bis hinunter zur Moskwa. Erika S. stieg als erste aus dem Intourist-Bus und blinzelte in die Herbstsonne, die hinter den Türmen der Basiliuskathedrale hervorlugte. Plötzlich wurde auch sie von den Wirbeln mitgerissen, das Kopfsteinpflaster schien der betagten Berlinerin unter den Füßen zu wanken...

Bis hierhin sind wir auf das Hörensagen angewiesen, alles weitere ist genau auf Magnetbändern dokumentiert.

Viereinhalb Minuten später: Der Milizposten am Tor zum Obersten Sowjet hat den aufgeregten Reiseleiter endlich verstanden und greift zum Sprechgerät hinter sich. – Acht Minuten später: Am großen Kolchosplatz, dem wohl belebtesten Abschnitt des Gartenrings, wie Moskaus innere Stadtautobahn genannt wird, erstarrt der schier unaufhaltsame Fahrzeugstrom, und parallel zum Prospekt Mira schießt aus einer stillen Nebenstraße mit Blaulicht und Martinshorn ein weiß-roter Rettungswagen über die in allen Richtungen gesperrte Kreuzung und verschwindet cityeinwärts. – Dreiundzwanzig Minu-



ten später: In der Funkzentrale der Schnellen Medizinischen Hilfe von Moskau, die ihr Domizil unweit des Kolchosplatzes hat, schaltet die Dispatcherin eine Telefonverbindung mit der Vertretung des Reisebüros der DDR in der sowjetischen Hauptstadt. Aus dem fahrenden Krankenwagen, der auf dem Weg zur kardiologischen Spezialklinik am Rande der Stadt ist, meldet sich eine schwache, aber glückliche Stimme: „Ick bin wieda da…“ Die zweite Geburt der Berlinerin.

„Durchschnittlich alle dreizehn Sekunden erreicht uns hier in der Zentrale ein Notruf“, erklärt Dr. Nikolai Kawerin, Chefarzt des Moskauer Rettungsdienstes. „In 43 aufs ganze Stadtgebiet verteilten Stützpunkten sorgen insgesamt 8000 medizinische Mitarbeiter – über ein Viertel davon hochqualifizierte Ärzte – für umgehende Hilfe, nicht gerechnet die 2500 Fahrer des zentralen Fuhrparks. Über 30 Millionen Rubel stellt der Moskauer Stadtsowjet dafür jährlich zur Verfügung“, sagt der Leiter dieser größten medizinischen Einrichtung der Sowjetunion. „Ein solcher Dienst ist Weltspitze. Erstens, weil es eine ärztliche schnelle Hilfe ist – also auf den Ruf 03 hin Spezialisten sofort ins Haus oder an den Unfallort eilen. Zweitens auf Grund der in der Welt wohl beispiellosen Kapazität. Und weil wir drittens im wahrsten Sinne des Wortes eine moderne Reanimationshilfe leisten können – die Wiederbelebung unter fast klinischen Bedingungen schon auf dem Weg ins Krankenhaus.“

Im vorigen Jahrhundert befand sich auf dem Gelände der Einsatzzentrale eine Polizeiwache, in der im Jahre 1898 drei klapprige Pferdewagen samt Gespann untergestellt wurden. Private Spender hatten das Geld dafür aufgebracht. Damit sollten Feldschere in Notfällen Hilfe leisten können. Von den zaristischen Behörden nur mit Argwohn bedacht, blieb von dieser einzigartigen medizinischen Einrichtung bis zum Beginn des ersten Weltkrieges nicht mehr übrig als das zerschlissene Zaumzeug für die Pferde. Erst die Sowjetregierung faßte im Sommer 1918 den Beschluß zum Aufbau einer staatlichen schnellen medizinischen Hilfe, mit dem sogleich begonnen wurde. Die am 15. Oktober 1918 eröffnete Rettungsstation ist die älteste im Lande und eine der ältesten in der Welt. Geblieben sind aus jenen Anfangsjahren zwei steinerne Torpfosten, die wir auf historischen Fotos wiedererkannten, durch die hindurch noch heute die Einsatzfahrzeuge den Hof in der stillen Parallelstraße des Prospekt Mira verlassen…

„Wir fahren grundsätzlich bei jedem Anruf“, erklärt Igor Waulin, Chef des größten Stützpunktes hier. „Denn ein angegebenes Symptom, das harmlos klingt, kann nicht richtig erkannt worden sein. Man ruft uns etwa wegen starker Leibschmerzen, und an Ort und Stelle stellt sich heraus, daß ein Infarkt vorliegt, dann wird die entsprechende Spezialbrigade gerufen. Die Anrufe über die Moskauer Notrufleitung 03 häufen sich übrigens in den späten Abendstunden, hier besonders in der Nacht vom Sonntag zum Montag, und übers Jahr gesehen im Frühjahr und vor allem im Herbst, wenn das Wetter umschlägt…“

Die Ausstattung der Einsatzfahrzeuge mit Spezialgeräten für die aktive ärztliche Nothilfe von der Wohnung bis zur Klinik begann Mitte der 60er Jahre. Damals wurden auch die ersten spezialisierten Einsatzbrigaden gebildet, die heute ein Drittel der Fahrten im Zentrum übernehmen. Die qualifiziertesten Ärzte arbeiten in den Kardiologie-Gruppen, denn mehr als die Hälfte der Hilferufe in Moskau betrifft inzwischen das Herz-Kreislauf-System. „Wenn sich jemand ein Bein bricht, eine Vergiftung zugezogen hat, kann in der Regel jeder praktische Arzt helfen, und die Zeit dafür ist nicht so extrem knapp bemessen“, sagt Igor Waulin. „Beim Infarkt aber geht es um Minuten und manchmal sogar Sekunden – hier, wo's ans Leben geht, braucht man neben modernster Technik und Einsatzorganisation besonders erfahrene Ärzte und medizinische Helfer: Lebensretter von Beruf und aus Berufung!“

Das angeschlagene Herz ist auf dem Weg in die Klinik kurze Zeit auf sich selbst angewiesen (Foto links oben). Wenig später liegt der Patient auf der Intensivstation, wo er mit Hilfe moderner klinischer Technik überwacht wird, die jede Komplikation signalisiert (Foto links unten). Nach der Rückkehr vom Einsatz wartet Wladimir Seglenko (rechts) mit seinem Team auf den nächsten Abruf (Foto rechts).

Im nächsten Heft:

Der stählerne Weg durch die Taiga

1982, beim letzten Besuch von FW-Reporter Bernd Siegmund an der BAM, war das Ende bereits zu spüren. Inmitten der Taiga nahm ein Verkehrspolizist einem Autofahrer wegen Nichtbeachtens der Vorfahrt die Fahrerlaubnis weg. „Es wird immer schlimmer an der BAM, ist ja schon bald wie in Moskau…“, klagte damals der Verkehrssünder. Die Zivilisation hat das Abenteuer BAM eingeholt! Die große FREIE WELT-BAM-Dokumentation.

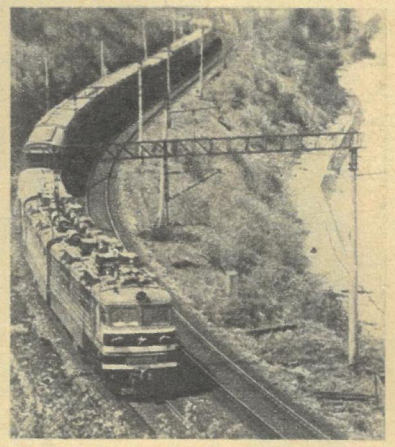


Foto: APN

Kant in Moskau

Von den Tagen der Kultur der DDR in der UdSSR – FREIE WELT sprach mit Hermann Kant.

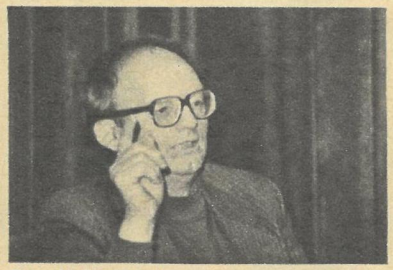


Foto: Volkmar Billeb

Was ist auf der Sonne los?

Sowjetische Wissenschaftler des Krim-Observatoriums (Foto: ein Radioteleskop) entdeckten, daß die Sonne in bestimmten Frequenzen pulsiert. Diese Entdeckung kann Aufschluß nicht nur über den mechanischen Aufbau, sondern auch über die chemische Zusammensetzung unseres Zentralgestirns geben.

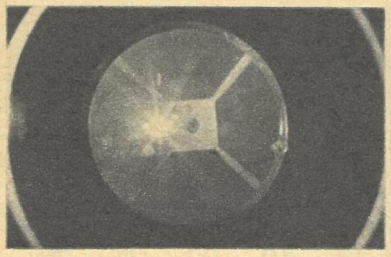


Foto: APN

Redaktionsschluß: 22. 10. 1984

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Zeichnung: Klaus Ensikat

März 1985

M	D	M	D	F	S	So
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31

April 1985

M	D	M	D	F	S	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30					

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – will Euch auch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch Weihnachten einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird… In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die in Mittelasien leben: Es sind die Beludshen, Dunganen, Usbeken, Karakalpaken, Uiguren und Kasachen.